

aus
politik
und
zeit
geschichte

beilage
zur
wochen
zeitung
das parlament

B 24/64
10. Juni 1964

Engländer sehen Deutsche

Melvin J. Lasky, geb. 1920 in New York, begründete 1948 die Berliner Zeitschrift „Der Monat“ und gab sie bis 1959 mit heraus. Seit 1960 ist er zusammen mit dem Dichter Stephen Spender Herausgeber des „Encounter“.

George P. Gooch, geb. 1873, der Nestor der englischen Geschichtsschreibung, hat eine Fülle von bedeutenden historischen Werken verfaßt, nicht zuletzt eine Anzahl, die sich mit der deutschen Geschichte beschäftigen, darunter: *Germany and the French Revolution*; *Franco-German Relations 1871—1914*; *Studies in German History*; *Frederick the Great*

Arnold Toynbee, geb. 1889, ist einer der bedeutendsten Geschichtsphilosophen der Gegenwart. Sein berühmtes zwölfbändiges Hauptwerk „A Study of History“ erschien 1934—1961.

Malcolm Muggeridge, geb. 1903, das „sozialistische enfant terrible der britischen Publizistik“, gehörte vor dem Zweiten Weltkrieg zum Redaktionsstab des „Manchester Guardian“ und später des „New Statesman and Nation“, war 1953—1957 Chefredakteur des „Punch“ und ist jetzt freier Mitarbeiter von Presse, Rundfunk und Fernsehen.

John Mander gehört zum Redaktionsstab von „Encounter“. Sein erstes Buch war eine Studie zur Geschichte Berlins „The Eagle and the Bear“, ferner schrieb er „Berlin, Hostage for the West“ und „Great Britain or Little England“.

Edward B. Shils, geb. 1915 in Philadelphia, Professor für politische Wissenschaften und Mitglied des Committee on Social Thought der Universität Chicago.

Louis J. Halle, geb. 1911 in New York, gehörte von 1941—1954 dem amerikanischen diplomatischen Dienst an und ist heute Professor am Institut Universitaire de Hautes Etudes Internationales in Genf. Er ist einer der führenden amerikanischen Kommentatoren zu außenpolitischen Fragen und hat eine Reihe von Büchern über weltpolitische Probleme veröffentlicht.

Walter Laqueur, geb. 1921 in Breslau, ist Herausgeber der Londoner Vierteljahrszeitschrift „Survey“, die sich hauptsächlich mit sowjetischen und osteuropäischen Problemen beschäftigt. Er hat u. a. ein Buch über „Die deutsche Jugendbewegung“ (Köln 1962) geschrieben und soeben eine Studie zur Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen vollendet.

Herausgeber:

Bundeszentrale für politische Bildung,
53 Bonn/Rhein, Königstraße 85.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung
DAS PARLAMENT, 2 Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23, Tel. 34 12 51, nimmt gern entgegen:

Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“

Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung
DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum
Preise von DM 2,— monatlich bei Postzustellung

Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage
zum Preise von DM 5,— zuzüglich Verpackungs- und Portokosten.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung der herausgebenden Stelle dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Engländer sehen Deutschland

Die angesehene Londoner Monatszeitschrift "Encounter" hat ihre April-Ausgabe ausschließlich dem Thema Deutschland gewidmet. In 31 Beiträgen wird versucht, eine wenn auch ziemlich unsystematische Einführung in die Wirklichkeit der Bundesrepublik, von den politischen Zuständen bis zum Musikleben, zu geben. Insgesamt gesehen ist gewiß ein abgewogenes Bild zustande gekommen, das mit allerlei vorgefaßten Meinungen und Fehlurteilen in England aufräumt.

Wir meinen, daß es nützlich für deutsche Leser wäre, von einigen dieser Ansichten Kenntnis zu nehmen, auch und gerade dann, wenn sie da und dort nicht schmeichelhaft für uns sind oder wenn wir sie manchmal für nicht ganz gerechtfertigt halten oder auch, wenn wir mit gewissen Vorstellungen über die Zukunft nicht übereinstimmen. — Mit freundlicher Genehmigung der Herausgeber von "Encounter" drucken wir daher im folgenden das Vorwort von Melvin J. Lasky, eine Reihe von kurzen Beiträgen britischer und amerikanischer Deutschlandkenner, die die Wandlungen ihres Deutschlandbildes aufzeichnen, und schließlich den Aufsatz von Walter Laqueur über die Schwierigkeiten bei der Erforschung des Nationalsozialismus ab.

Melvin J. Lasky Vorbemerkung

Hassen Sie die Russen, verachten Sie die Amerikaner oder sind Ihnen die Deutschen zuwider? Wer liebt die Italiener? Finden Sie die Franzosen charmant, abstoßend, dekadent? Und die Laputier — gefährlich? Und die Yahoos — die letzte Station der Menschheit?!

Wie fad sind alle die einfältigen abgedroschenen Pauschalurteile, die das Denken unserer Zeit so vergrößert haben! Doch sie haben auch zur Zerstörung jener schönen alten Vorstellung beigetragen, daß die wachsende Verbreitung moderner Ideen und Ideale es den Menschen ermöglichen werden, friedlicher und hilfreicher miteinander zu leben. Gerade daß es so selbstverständlich und alltäglich geworden ist, „nett zueinander zu sein“, führt dazu, daß die Gutwilligkeit sich selbst wieder aufhebt. Das Vorurteil allein scheint sich zu leidenschaftlicher Erfüllung anzubieten; aus guten Gesinnungen ist noch nie große Literatur oder große Politik entstanden.

Von den mächtigen politischen Emotionen, die die westliche Welt gespalten haben, scheint der Anti-Amerikanismus (mindestens in England) im wesentlichen erloschen zu sein. Für den Anti-Germanismus trifft das nicht zu. Noch im April dieses Jahres schrieb eine prominente amerikanische Autorin in der Zeit-

schrift *Atlantic Monthly*: „... die Deutschen, zum Gehorsam erzogen und der moralischen Selbstrechtfertigung hingegeben, sind kein neues Volk und keine verlässlichen Partner für andere ... Es scheint niemandem aufzufallen, daß das friedliche Deutschland das große Hindernis für den Frieden in Europa bildet ... Es ist bemerkenswert, daß die deutsche Nationalhymne auch heute noch ‚Deutschland über alles‘ heißt. ... Deutschland wechselt nur seine Führer, nicht seinen Charakter ... Die Deutschen sollten sich nicht über die

Melvin J. Lasky:	Vorbemerkung	3
George P. Gooch:	Blick zurück	5
Arnold Toynbee:	De Germania	8
Malcolm Muggeridge:	Einst und jetzt	10
John Mander:	Nach der Apokalypse	13
Edward Shils:	Enttäuschung	16
Louis J. Halle:	Mythen und Hoffnungen	19
Walter Laqueur:	Der Nazismus und die Nazis	23

Mauer entrüsten; es ist noch gar nicht lange her, daß sie selbst überall in Europa ähnliche Mauern errichtet haben. ...“ Diese hartherzige, gefühllose Scheinheiligkeit (cant) ist nicht etwa allein auf den oberflächlichen Journalismus beschränkt. In einem wissenschaftlichen Werk schreibt ein hervorragender englischer Historiker: „Am gefährlichsten wurde die Lage, als — charakteristischerweise — die kleine deutsche Gruppe sich verschwor,

1) Die Laputier sind in Jonathan Swifts bitterer Satire „Gullivers Reisen“ ein Volk von Philosophen, deren ganzes Denken von der Mathematik (und Musik) bestimmt wird und die alle Befähigung für das praktische Leben verloren haben, die Yahoos äußerlich menschenähnliche, widerliche Ungeheuer, die im Dienste edler „menschlicher“ Pferde, der Houyhnhnms, stehen (Anm. d. Red.).

um die Kolonie zu verraten. Sie schmuggelten heimlich Waffen an die Eingeborenen und hofften, die Kolonie den Spaniern auszuliefern. Ebenso charakteristisch war es, daß sie den gerechten Lohn für ihr Verhalten erhielten: einigen, denen es gelang, nach Powhatan zu entkommen, wurde wegen ihres Verrats an den Engländern der Schädel eingeschlagen ...“ So A. L. Rowse, der *sine ira et studio* die Schwierigkeiten schildert, mit denen die erste englische Siedlung in Jamestown in Virginia im Jahre 1609 zu kämpfen hatte.

Aber das Wesen der Nationen und Völker hat sich als das flüchtigste und am wenigsten greifbare Element der menschlichen Geschichte erwiesen; und wer versucht, sich an eine bestimmte Vorstellung eines Nationalcharakters zu halten, muß enttäuscht feststellen, daß er es mit einem Klischee von gestern zu tun hat. Das freundliche Bild des 19. Jahrhunderts von „unseren deutschen Vettern“ wurde von der verbitterten modernen Vorstellung des „unbelehrbaren Teutonen“ abgelöst. Vielleicht werden sie immer unter uns sein, die Deutschenhasser und die Deutschenfreunde, die ständig von den Schrecken Hitlers oder den Herrlichkeiten Goethes, von dem Fluch eines zum Militarismus und noch Schlimmerem verurteilten Volkes oder von der Verheißung einer Kultur und eines Geistes sprechen, die so nahen Umgang mit dem Genius gepflogen haben.

Das Schlimme bei den Deutschenhasern ist, daß sie wegen ihrer brennenden Sorge vor dem, was sie als pervers und gefährlich im Hintergrund lauern sehen, offenbar von Natur aus unfähig sind, ein deutsches Buch schön zu finden, einen deutschen Gedanken zu bewundern oder einen deutschen Freund zu haben. Der Haken bei den Deutschentrenden ist, daß sie wegen ihrer lobenswerten Aufgeschlossenheit gegenüber Ausländern und allem Fremden sich nur schwer dazu aufraffen können, ein Gefühl des Zorns oder der Bestürzung bei sich zu erwecken angesichts der Rückkehr eines schäbigen Nazis oder eines Ausbruchs teutonischer Taktlosigkeit oder der immer

wiederkehrenden Erscheinung „deutscher Sturheit“.

Beide sind einseitige Extremisten — engstirnig oder einfältig, zynisch oder unkritisch. Keiner, so will es uns scheinen, verhält sich nützlich oder sachgemäß in einer Zeit, die, vielleicht mehr als jedes Zeitalter vor uns, einfach den Gebrauch des Verstandes (nicht nur von den Intellektuellen) verlangt. Sie fordert uns auf, weltanschauliche Versuche und gefühlsmäßige Vereinfachungen auszusuchen und an ihre Stelle ein bescheidenes Maß von Neugier, Duldsamkeit, Vernunft und menschlichem Mitgefühl zu setzen. Denn diesseits der weitgespannten Horizonte der *terribles simplificateurs* liegen greifbare und irdischere Aufgaben: nämlich großzügige, humane und auf Wissen beruhende geistige Beziehungen zu anderen Kulturen zu schaffen. Und mehr noch: an der Entwicklung allgemein gültiger Grundlagen für eine Weltordnung mitzuarbeiten, die lebensvoller und nachbarlicher wäre. Goethe, den der Anblick seiner Landsleute so tief betrübte, bemühte sich einmal, seine Suche nach dem „allgemein Menschlichen“ zu erklären, nach jenem Sinn für die universale Menschlichkeit, die sich in so vielen verschiedenen Gestalten in der ganzen Welt finden lasse und die er in seinem eigenen Lande zu finden, zu erkennen oder anzuregen gehofft habe. Er glaubte — oder vielleicht hoffte er es nur —, es könnte das Schicksal der Deutschen sein, Vertreter eines neuen „Weltbürgertums“ zu werden. Ist das aber nicht vielmehr das Schicksal aller Europäer, ja der Menschheit selbst?

Wir möchten gerne glauben, der gegenwärtige Stand der deutsch-englischen Beziehungen — oder sinnvoller der gesamten Beziehung zwischen Deutschland und dem atlantischen Westen — habe einen Punkt erreicht, an dem es keine Rückkehr mehr gibt; das heißt „keine Rückkehr“ zu den politischen Abirrungen (die stets von geistiger Korruption und Schande begleitet sind) der Vergangenheit. In diesem Geiste legen wir diese Nummer unserer Zeitschrift vor.

Blick zurück

Wenn ich in meinem 91. Lebensjahr auf die verwickelten englisch-deutschen Beziehungen zurückblicke, wie sie während meines Lebens bestanden haben, so kann ich mich an fünf verschiedene Phasen erinnern. Es ist mir eine große Befriedigung, lange genug gelebt zu haben, um Zeuge der Wiedererrichtung der Brücken zwischen den beiden Ländern zu sein und um die Überzeugung zu gewinnen, daß sie nicht wieder vom Abbruch bedroht sind.

Das viktorianische England war ausgesprochen deutschfreundlich. Die Königin liebte nicht nur ihren Mann, den Prinzgemahl, sondern auch das Land, aus dem er kam. Mit Frankreich, das sie nicht nur für unseren „Erbfeind“, sondern auch für höchst unzuverlässig und unberechenbar hielt, konnte sie wenig anfangen. Die Einstellung des Hofes wurde noch wärmer, als die Tochter der Königin den Kronprinzen Friedrich heiratete, den viele Engländer Friedrich den Edlen nannten. Er gewann unsere Herzen durch das furchtbare Krebsleiden, das ihn während seiner kurzen Regierungszeit von drei Monaten im Jahre 1888 daran hinderte, verständlich zu sprechen, und nach seinem betraurten Tod galt seiner Witwe weiterhin unser herzliches Mitgefühl. Königin Viktorias Bewunderung für viele Aspekte des Lebens in Deutschland wurde von den meisten ihrer Untertanen geteilt, von niemandem mehr als dem großen alten Thomas Carlyle, dessen letztes und längstes Werk über Friedrich den Großen nicht nur eine Biographie, sondern auch ein Glaubensbekenntnis für die Regierungsform war, die er vertrat — den philosophischen Despotismus oder, um ein anderes Wort zu gebrauchen, den Paternalismus. Von den zeitgenössischen Denkern erregte keiner so viel Interesse und so viel Abscheu wie Nietzsche, der — ein neuer Macchiavell — seine Lehre vom Übermenschen und seine Verwerfung der althergebrachten Grundsätze der Moral verkündete. Ein anderer Bewunderer des deutschen Volkes war Cecil Rhodes, der auch den Deutschen die Vorteile der von ihm gestifteten Ausbildungseinrichtung zu kommen ließ. *Last, not least* sei Joseph Chamberlain genannt, der von der Feindseligkeit Frankreichs und Rußlands so beunruhigt war,

daß er einen der langen Erholungsaufenthalte Salisburys in Frankreich nutzte, um dem deutschen Botschafter *inoffiziell* ein politisches Bündnis anzubieten.

Abgesehen von der Politik wurde auch die deutsche Kultur und Gelehrsamkeit sehr bewundert. England hat in Gibbon, Macaulay und Carlyle die größten Amateure der Geschichtsschreibung hervorgebracht, aber die berufsmäßige Geschichtsschreibung, wenn man sie so nennen darf, ist ein Kind Deutschlands. Ihr Beginn wird meist auf das Jahr 1824 angesetzt, das Jahr, in dem Ranke seinen ersten Band über einige Völker Westeuropas am Ende des Mittelalters veröffentlichte, dem er eine sehr ausführliche Untersuchung der dem Historiker zur Verfügung stehenden Quellen hinzufügte. Nur durch die gründliche Beherrschung des vorhandenen Beweismaterials könne man die Vergangenheit rekonstruieren; in einem berühmt gewordenen Satz seiner Vorrede erklärte er, er habe nur das Ziel, zu „zeigen, wie es eigentlich gewesen“. Den Rest seines langen Lebens widmete er der Anwendung dieses Grundsatzes, und seine Meisterwerke über die Reformation, die Päpste, Preußen, England im 17. Jahrhundert und Frankreich unter den Bourbonen sind nicht nur für seine zahllosen Jünger in Deutschland, sondern für historisch interessierte Leser und Geschichtsschreiber in der ganzen Welt Denkmal und Vorbild geworden. In einem seiner letzten Briefe steht ein Satz, der eingerahmt und an der Wand des Studierzimmers jedes Gelehrten hängen sollte: „Geschichtsschreibung ist Gewissenssache.“ Neben Ranke steht unter unseren deutschen Meistern Theodor Mommsen, und meine persönliche Dankeschuld an diese beiden unvergleichlichen Gelehrten ist unermesslich.

Die zweite Phase in den deutsch-englischen Beziehungen setzt um die Jahrhundertwende mit dem Tod der ehrwürdigen Königin und der Thronbesteigung Eduards VII. ein. Der neue Herrscher hatte für Deutschland ebenso wenig übrig wie seine Mutter für Frankreich, und er und der deutsche Kaiser hegten nicht viel Bewunderung und Achtung füreinander; aber diese persönlichen Faktoren genügen nicht, um die Veränderung in der Gesamtatmosphäre zu erklären. Der Kaiser hatte

die britische Öffentlichkeit durch seine Depesche an Krüger nach dem Fehlschlag des Jameson-Einfalls in Transvaal schockiert, in der er den Buren zum Sieg über den Angreifer gratulierte und seine Befriedigung darüber ausdrückte, daß es nicht notwendig geworden sei, fremde Mächte zu Hilfe zu rufen. Weit wichtiger war die Entschlossenheit des Kaisers, eine deutsche Flotte zu schaffen, die beinahe ebenso stark sein sollte wie die stärkste Armee in Europa, die er bereits besaß. In England herrschte während dieser Jahre, in denen ich zunächst Bewerber um einen Sitz im Parlament und dann Abgeordneter der Liberalen Partei war, fast überall das Gefühl, das Verhalten des Kaisers sei nicht fair, und in den Jahren nach dem Wahlsieg der Liberalen von 1906 wurde keine Frage so heftig diskutiert wie die, welche Maßnahmen wir ergreifen sollten, um unsere Sicherheit zu gewährleisten. Unser Handeln nahm jedoch eher politische als militärische Gestalt an, denn es bestand eine unmittelbare Verbindung zwischen der Flottenpolitik des Kaisers und Lansdownes Vertrag mit Frankreich im Jahre 1904, dem Greys Vertrag mit Rußland von 1907 folgte. Inzwischen bot die Landkarte Europas ein völlig neues Bild, und in den wenigen Jahren vor 1914 standen sich die Entente zwischen England, Frankreich und Rußland und der Dreibund aus Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien deutlich gegenüber. Während der letzten Friedensjahre wurde ein Krieg als konkrete Möglichkeit in beiden Ländern häufig und offen erörtert, und die Kriege auf dem Balkan vermehrten die Verwirrung auf dem europäischen Schachbrett. Als der Sturm 1914 ausbrach, fanden wir uns im Kriege gegen unseren alten Verbündeten aus der Zeit Friedrichs des Großen und Napoleons. Ich erinnere mich an eine Begegnung in den allerersten Tagen des Krieges mit dem österreichischen Historiker Namier, der britischer Staatsangehöriger geworden war; ich bemerkte, wie schmerzlich dies alles für mich und meine deutsche Frau sei und daß ich viele Freunde in Deutschland hätte. Er setzte seine strengste Miene auf und antwortete, „Ich habe gar keine“ und wandte sich ab. Eine Welle des Zorns ging über das ganze Land und dehnte sich mit dem Auf und Ab des Kriegsglückes auf das ganze deutsche Volk aus. Aber nicht jeder ließ sich mitreißen, und eine Gruppe von Abgeordneten der Liberalen und der Labour Party gründeten die *Union of Democratic Control*, die, ohne gegen die Kriegführung zu opponieren, für einen maßvollen Frieden warb, der nach ihrer Meinung

allein die Möglichkeit bot, eine Wiederholung des Unglücks zu verhindern. Diese Haltung war nicht auf linksstehende Journalisten und Abgeordnete beschränkt, denn im Jahre 1917 veröffentlichte Lansdowne, dem das ganze Gewicht seiner Autorität als früherer konservativer Außenminister zur Verfügung stand, seinen berühmten Brief, der von der *Times* abgelehnt und vom *Daily Telegraph* abgedruckt wurde; darin erklärte er, die allgemeine Forderung nach einem Krieg bis zum bitteren Ende werde, wenn sie erfüllt werde, eine Stabilisierung Europas nach dem Kriege fast unmöglich machen. Gern erinnere ich mich daran, daß ich mich einer kleinen Abordnung anschloß, die dem Verfasser des Briefes zu seinem Mut und seiner Klugheit gratulierte. Als die Kampfhandlungen aufhörten, wandten sich unsere Blicke nach Paris, wo die siegreichen Verbündeten sechs Monate mit dem Versuch zubrachten, sich über die Bedingungen zu einigen, die unserem besiegten Gegner auferlegt werden sollten. Mit der Unterzeichnung des Versailler Vertrages im Sommer 1919 endete die zweite Phase der deutsch-englischen Beziehungen.

Die dritte Phase setzt ein mit der Beherrschung Europas durch Deutschlands Feinde. Das Land, das Bismarck zur stärksten Macht Europas gemacht hatte, lag, aus tausend Wunden blutend, im Staube und grübelte über den Ruhm und die Triumphe vergangener Tage. Das Kaiserreich war 1918 verschwunden, und das Land war zum erstenmal auf sich allein gestellt. Wer sollte es führen, wer die Flamme der Vaterlandsliebe neu entzünden, wer den Glauben an seine Wiederauferstehung wecken? Die Antwort wurde von den Schöpfern der Weimarer Verfassung und von den Staatsmännern der Mitte gefunden, deren hervorragendster Vertreter Stresemann war. Viele der neuen Führer versicherten der Welt, das alte Deutschland sei für immer verschwunden, die neuen Männer blickten nach Weimar und nicht mehr nach Potsdam. Viele Engländer empfanden mit der angeborenen Großzügigkeit, die sie vielleicht mehr als die Angehörigen jeder anderen Großmacht auszeichnet, alsbald eine gewisse Sympathie für ihre bisherigen Feinde. Wir wollen ihnen eine faire Chance geben, sagten sie, und nahmen ihnen zwar auf verhältnismäßig lange Zeit Heer und Flotte, aber ermöglichten es ihnen, sich nach dem Knock-out-Schlag wieder zu erholen. Ich gehörte zu denen, „die mit den Weimariern sympathisierten, denn ich wußte, daß das deutsche Volk zumindest fürs erste genug von

Militarismus und Krieg hatte. Die Stimmung in England wurde ausgesprochen freundlich und sogar ein wenig optimistisch, und als Lloyd George, einer der Mitgestalter des Versailler Vertrages, 1922 stürzte, traten die neuen Männer wie Ramsay MacDonald und Stanley Baldwin mit etwas wärmeren Gefühlen an ihre Aufgabe heran. Natürlich gab es viele Engländer, die erklärten, einem Deutschen nie wieder vertrauen zu können, aber sie waren in der Minderheit. Aber keine britische Regierung konnte viel dazu tun, um die Lage für Frankreich zu entspannen, das mehr als wir gelitten hatte und sich noch immer in den Händen der Unversöhnlichen befand, mit dem alten „Tiger“ Clemenceau am Steuer. Die Wunde der Niederlage und die Last der Reparationszahlungen lagen so schwer auf Millionen von Deutschen — Alten und Jungen —, daß der Weg frei wurde für ein Wiederaufleben von Gefühlen wie sie Hitler wie kein anderer begriffen und ausgenutzt hat. So sah also das kurzlebige Weimarer Experiment aus, das seine Freunde im Ausland kaum weniger enttäuschte als seine Führer im Innern, und die Franzosen konnten sagen, als sie den Aufstieg der NSDAP beobachteten: „Das haben wir gleich gesagt!“ Ich bin in der Zeit zwischen dem Versailler Vertrag und Hitlers Sieg im Jahre 1933 ein paar Mal in Deutschland gewesen und kann ehrlich sagen, daß ich kaum Beweise für den Wunsch nach weiteren Abenteuern und Aggressionen fand in einem Volke, in dem fast jede Familie einen oder mehrere Angehörige eingebüßt hatte.

Die vierte Phase erstreckt sich von Hitlers Ernennung zum Reichskanzler im Jahre 1933 bis zu Deutschlands Kapitulation 1945. Als Verehrer von Beethoven und Schubert, Goethe, Schiller und Kant und als dankbarer Schuldner der großen deutschen Historiker brauche ich kaum zu sagen, wie der Aufstieg der Nationalsozialisten mich mit Schmerz und Bestürzung darüber erfüllte, daß das „Volk der Dichter und Denker“, wie es einst geheißt hatte, sich von einem halbhirnen Fanatiker regieren lassen konnte, der es als seine Sendung empfand, die jüdische Rasse vom Erdboden zu tilgen. Die Demokratie hat lange gebraucht, ehe sie in Großbritannien feste Wurzeln schlagen konnte; in Deutschland hatte sie vor der Weimarer Zeit kaum eine Chance gehabt und diese Zeit war zu kurz, als daß demokratische Gedanken und Vorstellungen beim Volke Eingang finden konnten. Der Historiker A. J. P. Taylor vertritt die Meinung, Hitler sei

ein Opportunist gewesen, der den Gang der Ereignisse, wie sie sich gerade ergaben, geschickt für seine eigenen Zwecke auszunutzen verstand. Diese Ansicht ist nicht allgemein verbreitet, und ich bin nach wie vor davon überzeugt, daß, während 1914 weder Deutschland noch irgendeine andere Macht einen Krieg wünschte, der Konflikt von 1939 im voraus beschlossen wurde, weil er die einzige Möglichkeit bot, Deutschland wieder in den Rang einer Großmacht und wenn möglich in die Stellung der größten europäischen Macht überhaupt zu erheben. So weit ich beobachten konnte, gab es im zweiten Weltkrieg viel weniger Deutschenhasser als im ersten. Im ersten Krieg glaubten wir, das ganze deutsche Volk zum Gegner zu haben. Im zweiten glaubten die meisten Engländer, es mit den Nazis zu tun zu haben, die jedenfalls nur für einen Teil des Volkes sprechen konnten. Die britische Politik ist vor dem ersten Weltkrieg und während des Krieges in England selbst kritisiert worden, aber im zweiten ist die Forderung nach einem Kompromißfrieden niemals gestellt worden, und als die deutschen Armeen mit Hilfe der Vereinigten Staaten besiegt worden waren, sprach niemand von maßvollen Bedingungen.

Die fünfte und letzte Phase der deutsch-englischen Beziehungen beginnt mit dem Verschwinden der Nationalsozialisten, und dieses Mal sprach niemand von einem weiteren, bevorstehenden Krieg. Die Energie, mit der die arbeitsamen Deutschen ihr zerstörtes Gebäude wiederaufbauten, oft als das „deutsche Wunder“ bezeichnet, brachte ihnen die Achtung der Sieger ein; Dr. Adenauers Politik, neue Brücken nach Frankreich, Großbritannien und den Vereinigten Staaten zu schlagen, bestärkte unsere Überzeugung, daß das Schlimmste vorbei sei. Was auch immer man über seine spätere Politik sagen mag, die Geschichte wird immer wieder die Dankbarkeit Westeuropas verzeichnen, daß er während seiner ganzen Regierungszeit den Mut zu der Erkenntnis hatte, daß Deutschland eine westliche Macht sei. Nun trat ein neuer Faktor im Spiel auf, als wir nicht nur die Macht, sondern auch die ehrgeizigen Ziele des kommunistischen Rußland erkannten und Zeuge wurden, wie es verschiedene Staaten in Europa, Asien und in der Neuen Welt unter seine Herrschaft brachte. Die Geschichte besteht vorwiegend aus den unvorhersehbaren Folgen unerwarteter Ereignisse. Als das Zarentum 1917 verschwand, hätte niemand voraussagen können, daß innerhalb eines halben Jahrhunderts die

halbe Welt kommunistisch regiert werden würde. Die kommunistischen Führer, darunter auch Chruschtschow selbst, haben ihre Überzeugung zum Ausdruck gebracht, daß es sich nur noch um ein paar Jahrzehnte handele, ehe die übrige Menschheit in die gleiche riesige Herde aufgenommen werden würde, weil, wie sie meinen, das kommunistische System für eine gerechtere Güterverteilung Sorge. Obwohl Chruschtschow erklärte — und es zweifellos auch ehrlich meinte —, als Vater und Großvater habe er keinerlei Wunsch nach Krieg, und man brauche nur eine lange Friedenszeit, fuhr er fort, auf dem Lande und in der Luft gewaltig aufzurüsten; diese Aufrüstung aber machte Gegenmaßnahmen erforderlich. Wer kann sagen, welche Führer an die Macht kommen werden, wenn Chru-

schtschows Tag vorbei ist? Die Frage unserer Sicherheit kann jedoch nicht auf militärischem Gebiet allein gelöst werden. In den Beziehungen der Großmächte zueinander mußte ein neues Kapitel eröffnet werden, und nun schien der Weg der Sicherheit nach Bonn und Berlin zu führen. Wieder einmal hatte Großbritannien bei der Verfolgung des einen Zieles der nationalen Sicherheit den Partner gewechselt. Heute ist ein Block bestehend aus Westdeutschland, Frankreich, England und den Vereinigten Staaten gebildet worden, der allein in der Lage zu sein scheint, sich zu verteidigen. Mein Überblick endet wie er begann: England und Westdeutschland sind wieder Freunde, mehr als das, sie sind neue Partner in einem Verhältnis, das auf einer größeren Konzeption beruht.

Arnold Toynbee

De Germania

Da ich mich meinem 75. Geburtstag nähere, hat Deutschland seit nunmehr rund sechzig Jahren auf mein Bewußtsein eingewirkt. In den aufeinander folgenden Bildern, die ich mir von Deutschland gemacht habe, stellt der August 1914 einen scharfen Einschnitt dar. Vor 1914 bedeutete Deutschland für mich die klassische Gelehrsamkeit; es bedeutete geistige Riesen wie Theodor Mommsen, Eduard Meyer und Ulrich Wilamowitz-Möllendorff; es bedeutete die großartigen Teubner-Reihen der griechischen und lateinischen Literatur — die so viel unternehmungslustiger und erregender waren als die Oxford-Ausgaben, die sich auf den kleinen Kreis super-klassischer Schriftsteller beschränkten. Als ich in Oxford studierte und später, bis der erste Weltkrieg mich wegholte, dort Don war, wußte ich natürlich, daß es in England Leute gab, die einen Krieg gegen Deutschland voraussagten und darauf drängten, Vorbereitungen dafür zu treffen: Lord Roberts zum Beispiel. Meine Zeitgenossen und ich schrieben den armen alten Mann als senil ab und verurteilten die weniger ehrwürdigen Bangemacher als unheilstiftende mutwillige Irre. In Griechenland im Jahre 1911 und 1912 hörte ich oft zu, wie die griechischen Bauern sich darüber unterhielten, ob der Krieg im kommenden Herbst oder erst im Frühjahr ausbrechen werde. 1913 hörte ich in Oxford

Sir Lewis Namier, der gerade von dem österreichischen Gut seines Vaters an der österreichisch-russischen Grenze zurückgekehrt war, schildern, wie sich die österreichische und die russische Armee auf einer Entfernung von 20 Minuten Fußmarsch angriffsbereit gegenüberstanden. Aber diese Warnungen machten nur wenig Eindruck auf mich und der Schock des August 1914 war entsprechend stark.

Es wäre nicht so schlimm gewesen, wenn ich mir hätte einreden können, die Deutschen gehörten einer anderen Gattung an als die übrige Menschheit. Wenn man nur hätte beweisen können, daß sie vom Neanderthaler abstammten, wenn sie nur echte „Hunnen“ gewesen wären! Dann würden natürlich ihre psychologische Beschränktheit, ihre politische Dummheit, ihre Kriegslust und Grausamkeit uns anderen immer noch ernststen Schaden zufügen, aber die deutschen Schwächen und Laster würden sich wenigstens nur auf ihren eigenen Ruf und nicht auf den anderer auswirken. Aber das konnte ich nicht glauben; ich konnte die Deutschen nicht von uns trennen; ich konnte unsere Verwandtschaft mit ihnen nicht leugnen. Das war das eigentlich Schokkierende und Entsetzende an den Greueltaten der Deutschen.

Nehmen wir zum Beispiel die westliche klassische Gelehrsamkeit, mit der ich groß geworden war: was bliebe davon übrig, wenn man den deutschen Beitrag herauszunehmen versuchte? Und die westliche Musik: meinen wir nicht, wenn wir „Musik“ sagen, „deutsche Musik“? Schließen wir diese aus und es gibt beinahe überhaupt keine westliche Musik. Nun, wenigstens Shakespeare war kein Deutscher, wenn auch die Deutschen sich sehr bemüht haben, ihn sich anzueignen. Ja, aber Goethe war ein Deutscher; und da mir in der Schule in einem gründlichen Deutschunterricht der *Faust* nahegebracht wurde, bedeutet Goethe zufällig für mich das, was den meisten Menschen, deren Muttersprache Englisch ist, Shakespeare bedeutet. So konnte ich Deutschland nicht abschütteln und seit 1914 hängt es mir wie ein Mühlstein am Halse. Was die Deutschen in den Jahren von 1914 bis 1945 taten, hat mein Vertrauen in die Teutonen, in die westliche Kultur, in die Menschheit erschüttert. Wenn die Deutschen teutonische Barbaren sind, dann bin ich auch einer trotz meiner mühsam erworbenen Politur aus griechischer und jüdischer Kultur. Ich wollte, ich wäre ein Romane, aber auch das hülfte nichts, denn die Romanen gehören dem Westen an und die Deutschen auch. Nun, wenigstens bin ich ein Mensch, aber auch die Deutschen sind, wie ich, Exemplare der Gattung *homo sapiens*. Angesichts dessen, was die Deutschen getan haben, gibt es also keine Garantie dafür, daß ich und meine Mit-Engländer, meine Mit-Abendländer und meine Mitmenschen nicht vielleicht genau das gleiche täten, wenn wir eines Tages unter den gleichen Bedingungen leben müßten wie die Deutschen. Damit wird die gesunde, von Vernunft und Ethik beherrschte Welt zerstört, in die ich bis 1914 glaubte hineingeboren zu sein.

Ich glaube nicht, daß meine Gefühle gegenüber den Deutschen etwas besonderes sind. Ich bilde mir ein, daß ich ähnliche Gefühle ganz nahe an der Oberfläche in den Herzen der früheren Opfer und jetzigen Partner der Deutschen in der EWG finden würde. Und ich weiß, daß ich diese Gefühle bei den Russen, Polen und Tschechen finden würde. Die ständige Angst der Russen, ihr Land könnte zum dritten Mal von deutschen Armeen überfallen und verwüstet werden — wobei das gewaltige Wirtschaftspotential der Vereinigten Staaten dieses Mal Deutschland und nicht Rußland zur Verfügung stehen würde — kann ich völlig verstehen und nachempfinden. Ich bin überzeugt, daß mich, wenn ich ein

Russe wäre, diese Furcht vor Deutschland verfolgen würde. Nach den Erfahrungen, die die Russen mit Deutschland gemacht haben, müssen sie Deutschland weiterhin mit Zweifel, Mißtrauen und Sorge betrachten. Das liegt auf der Hand und ist von entscheidender Bedeutung; und doch sind die Deutschen — ja sogar diese artigen Bundesrepublikaner — offenbar unfähig, das zu begreifen. Sie scheinen nicht zu sehen, daß, wenn Deutschland nicht mit Amerika zusammenarbeitet, um Rußlands Angst — und es ist eine echte Angst — vor einem erneuten Angriff zu beseitigen, nicht die leiseste Chance einer Wiedervereinigung der beiden Teile besteht, in die Deutschland jetzt aufgespalten ist. Dann sind also die Deutschen politisch immer noch genau so dumm wie früher? Oder bilden sie sich trotz der beiden vernichtenden Niederlagen, die sie erlitten haben, immer noch ein, die Wiedervereinigung schließlich doch durch einen weiteren Krieg erreichen zu können? Können sie denn nicht begreifen, daß ein weiterer Krieg im Zeitalter der Atombombe für Deutschland nicht die Wiedervereinigung, sondern die völlige Vernichtung bedeuten würde? Wenn ich solchen Gedanken nachhänge, verzweifle ich fast an einer Welt, in der die Deutschen offenbar immer noch unbelehrbar und wir anderen Bein vom Bein der Deutschen und Fleisch vom Fleisch der Deutschen sind kraft unserer gemeinsamen Zugehörigkeit zu den *homines sapientes* (was für eine tiefe Ironie seit 1914 in dieser selbstgerechten wissenschaftlichen Bezeichnung liegt, die unsere Großväter unserer Gattung damals zudiktierten!)

Diese Überlegungen sind entmutigend, aber glücklicherweise gibt es noch mehr, was gedacht und gesagt werden muß. Diese zweiflungsvollen Gedanken sind zum Teil ungenau. Nehmen wir zunächst einmal „die Deutschen“: Was meinen wir mit diesen beiden Worten? Natürlich meinen wir preußische Militaristen, Hitler, die SS, die unmenschlichen Aufseher in den Todeslagern; aber wenn wir mit „den Deutschen“ diese meinen, müssen wir auch die deutschen Opfer dieser deutschen Ungeheuer meinen. Und manche ihrer deutschen Opfer waren Helden. Lieber als sich Hitler und allem, was er vertrat, unterzuordnen, nahmen sie bewußt Folterung und Tod auf sich. Es mag nicht viele solche Helden gegeben haben. Aber wie viele hat es überhaupt jemals in der Welt gegeben? Ein paar Helden genügen, um das Salz der Erde zu sein, und das deutsche Volk hat einen beachtlichen Beitrag zu der kleinen Schar von

Helden in unserer Zeit geleistet, vielleicht einen größeren Beitrag als das britische Volk, da uns bisher kein englischer Hitler jene deutschen Gelegenheiten zum Heldentum geboten hat, die Hitler seinen Landsleuten bot, als er sie dazu verführte, ihn an die Macht gelangen zu lassen. Ich selbst zum Beispiel bin nicht dazu aufgerufen worden, ein Held zu sein; es wurde mir nicht auferlegt, auch nur die Regenschirme mit Chamberlain zu kreuzen; und hätte ich es gewagt, so ist es undenkbar, daß dieser gute Mensch mich daraufhin in die Gaskammern gejagt hätte. Wenn ich dem ausgesetzt gewesen wäre, was meine deutschen Märtyrerfreunde von Bernstorff und Künzer ertragen mußten, kann ich sicher sein, daß ich mich genau so bewährt hätte wie sie? Mein Selbstvertrauen schwindet wieder dahin, aber dieses Mal, so meine ich, auf weniger pharisäische Weise.

„Die Deutschen“ sind — wie jedes andere menschliche Geschlecht — ein buntes Gemisch. Wenn die Deutschen zu unserer Zeit Ungeheuer hervorgebracht haben, so haben sie auch Helden und Märtyrer hervorgebracht. Und wenn ich an die deutschen Märtyrer, die ich persönlich gekannt habe, denke, so kehrt mein Vertrauen in das Wesen der Deutschen, des Westens und der Menschheit allmählich wieder zurück. Die Deutschen haben die gleiche Natur wie wir alle; diese Tatsache birgt Trost und Entsetzen zugleich in sich. Die menschliche Natur hat einen teuflischen Zug, aber dieses Teuflische ist niemals unheilbar. Wenn Amerika und Rußland sich zusammentun (und sie scheinen jetzt dazu zu neigen), um die Menschheit davor zu retten,

sich selbst zu vernichten, ist die Lebenserwartung der Menschheit auf dieser Erde, so sagt man, rund 2 Milliarden Jahre. Wie viele Jahre hat es gedauert, um durch Umweltbedingungen im Wesen der Deutschen jene bösen Eigenschaften hervorzurufen, deren schlimme Früchte Preußentum und Nationalsozialismus waren? Dieser Vorgang der Fehlerziehung nahm nur eine winzige Spanne Zeit in Anspruch verglichen mit der Zeit, die wir alle noch vor uns haben; und Gewohnheiten können ebenso rasch abgelegt wie angenommen werden. Ich halte es durchaus für möglich, daß die Mehrheit der Deutschen jene unglückseligen Gewohnheiten, die Preußentum und Hitler möglich machten, bereits überwunden haben.

So spricht, davon bin ich überzeugt, die Stimme der Vernunft, der Nächstenliebe und der Demut. Sie spricht von einer brüderlichen, hilfsbereiten und konstruktiven Haltung, die ich meinen deutschen Zeitgenossen heute entgegenbringen kann und sollte. Ich hoffe, daß meine nicht-deutschen Zeitgenossen und ich dieser Stimme lauschen und sich durch sie leiten lassen werden. Aber auch ich bin nur ein Mensch und der Gefangene meiner persönlichen Lebenserfahrung; und das heißt, so fürchte ich, daß es mir nicht gelingen wird, der Stimme der Vernunft und der Nächstenliebe mit ganzem Herzen zu folgen. Der Alptraum des preußischen und des nationalsozialistischen Deutschland wird mich mein Leben lang nicht mehr loslassen. Meine Enkel wird er wahrscheinlich nicht mehr stören; und für unsere gemeinsamen Nachfahren wird er in 2 Milliarden Jahren kein Problem mehr sein.

Malcolm Muggeridge

Einst und jetzt

Mindestens seit dem Tage, an dem Prinz Albert den Fuß an unser Ufer setzte, ist Deutschland für die Engländer zur fixen Idee geworden; umgekehrt wird es — so stelle ich mir vor — nicht anders sein.

Man braucht nur die schwülstigen Passagen eines Buches wie Carlyles *Friedrich der Große* zu lesen, um zu erkennen, wie stark diese Leidenschaft ist, an deren Grenze zur Tollheit Gestalten wie Houston Stewart Chamber-

lain standen. Sogar heute noch gibt es mindestens einen bedeutenden Konservativen, der einst bewußt einen Schnurrbart à la Nietzsche pflegte, und unsere königliche Familie zeigt sich trotz aller Klagen Lord Beaverbrooks nach wie vor allen deutschen Dingen — einschließlich ihrer deutschen Verwandten — geneigter als manchen Erzeugnissen der Heimat, wie zum Beispiel der Zeitung *Daily Express*.

Alle starken Leidenschaften rufen ihr Gegenteil hervor, und die Ausschweifungen der Deutschenhasser haben denen der Deutschenfreunde nicht nachgestanden. Lord Northcliffe glaubte mit fortschreitendem Wahnsinn immer überzeugter an die Existenz einer bössartigen deutschen Verschwörung, die gegen ihn, sein Land, seine Religion und seine Kultur (wenn es sie gab) gerichtet sei. Er stand nicht allein. In den Jahren vor 1914 blühte der Anti-Germanismus auf der äußersten Rechten, während die Linke in jenen Tagen zur Deutschfreundlichkeit neigte. Englische Gewerkschaftler fühlten sich wohl bei ihren deutschen Partnern, die ehrbare, saubere, kräftige Gestalten waren, weniger geneigt als die französischen, italienischen und spanischen Gewerkschaftler, sich Bärte stehen zu lassen, sich dem Anarchismus zu verschreiben, Bomben zu werfen und mit Frauen zusammenzuleben, mit denen sie nicht verheiratet waren. Bei internationalen Zusammenkünften sah man die deutsche und die englische Abordnung zusammensitzen, einen Krug Bier vor sich, die Ehefrau neben sich, und mißtrauische Blicke auf die Wein trinkenden, schnurrbärtigen Kollegen aus wärmeren Regionen werfend. Da war außerdem die Tatsache, daß Karl Marx Deutscher war. Obwohl englische Sozialisten — von einigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen — sich standhaft geweigert haben, Marxens Werke zu lesen, haben sie ihn persönlich stets hoch geachtet. Das mag darauf zurückzuführen sein, daß er es vorzog, in London und nicht in Paris zu leben, sich geschmackvollerweise im Londoner Stadtteil Highgate beerdigen zu lassen und sich der bemerkenswerten Auszeichnung erfreute, zum Kirchenältesten in der Gemeinde St. Pankraz gewählt worden zu sein.

Ich erinnere mich aus meiner Kindheit in meinem sozialistischen Elternhaus, daß deutschen Gästen, verglichen mit anderen Ausländern, immer besondere Ehre erwiesen wurde. Sie seien, so wurde mir bedeutet, sauber, fleißig und begeisterte Sozialdemokraten. Das Gerede über ihre kriegerischen Absichten wurde, so schloß ich, von Rüstungsfabrikanten und Reaktionären verbreitet, die die Deutschen um ihr geordnetes Voranschreiten auf dem Wege zu Wohlstand und Aufklärung beneideten. Wenn überhaupt echte Kriegshetzer in Europa am Werke waren, so konnten es nur die Franzosen sein mit ihrer lächerlichen fixen Idee von *gloire* und *revanche*. Was die Russen betraf, so lebten sie in Armut und Unterdrückung, in der nur gelegentlich ein Tolstoi oder Kropotkin erschien,

um ihre Finsternis aufzuhellen. Die Österreicher und Ungarn waren auch nicht viel besser; ihr Kaiser Franz Josef mit seinem geteilten Bart war offensichtlich kein Freund der Arbeiter von Kopf und Stirn, die, wie mir versichert wurde, alsbald über die ganze Erde und besonders über jenen erfreulichen Teil herrschen würden, der von den achtbaren Deutschen bewohnt wurde.

Der August 1914 zerstörte das alles. Mein Vater, wie viele alte Sozialisten, erholte sich nie ganz von dem Schock, erleben zu müssen, wie deutsche Sozialdemokraten lammfromm für die Kriegskredite stimmten, die die Regierung des Kaisers von ihnen forderte. Auch ich erfuhr eine ähnliche Umkehr der Gefühle. Bald nach dem deutschen Einfall in Belgien kam ich auf meinem Schulweg an einer Gruppe von Jungen vorbei, die ein Bild des Kaisers mit seinem typischen, nach oben gedrehten Schnurrbart, das irgend jemand auf einen Holzzaun gekritzelt hatte, begeistert mit Dreck bewarfen. Nach kurzem Zögern schloß ich mich ihnen an; von da ab stand ich im Kriege 1914—1918 auf der britischen Seite.

Unsere frühere Achtung für die Deutschen verschärfte unseren Haß gegen sie im Kriege. Nun bewarf das ganze Volk den Kaiser mit Dreck, die alliierte Propaganda lieferte das nötige Material, die Leitung hatten Gestalten wie Northcliffe, Beaverbrook und H. G. Wells. Was für ein Dreigespann! Als jedoch der Krieg vorbei war, nahmen die meisten Linken ihre alte Position wieder ein, wetterten nach dem Vorbild von Keynes gegen den Versailler Vertrag und sahen in den Deutschen die gekränkten Unschuldigen Europas, ausgehungert durch eine strenge alliierte Blockade, ständig am Rande des Bankrotts durch die Bössartigkeit der Franzosen und von den üblen Militaristen der Kleinen Entente daran gehindert, den ihnen zustehenden Platz im Völkerbund einzunehmen.

Das waren die Zeiten, die Christopher Isherwood geschildert hat²⁾. Für ein Pfund Sterling konnte man viele Reichsmark bekommen und in Berlin manch seltsames Vergnügen damit kaufen. Junge, blonde, braungebrannte Deutsche in Lederhosen und gestickten Hosenträgern zupften ihre Lauten und zogen immer weiter ins Blaue; englische Urlauber stellten,

2) Der Schriftsteller Christopher Isherwood, geb. 1904, lebte von 1930 bis 1933 in Berlin. Sein Roman „Good bye to Berlin“, von dem hier und bei John Manier (siehe S. 13 ff.) vor allem die Rede ist, erschien 1939 und 1949 in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Leb wohl, Berlin“ (Anm. d. Red.).

noch vom Goldstandard begünstigt, erfreut fest, daß sie Millionäre waren, wenn sie in Oberammergau die Passionsspiele besuchten.

Als Leitartikelschreiber beim *Manchester Guardian* war es mir ein Vergnügen, die prodeutsche Haltung des Blattes zu erläutern. Es war ohnehin Grundsatz der Zeitung, daß unser eigenes Land stets im Unrecht, die Besiegten notwendig im Recht seien. Das traf in besonderem Maße für die Deutschen zu, die, wie wir betonten, auf Wunsch der großspürigen Franzosen und ihrer käuflichen Verbündeten rücksichtslos niedergetrampelt würden. Es sei zu hoffen, so ließen wir uns vernehmen, es sei stark zu hoffen, daß sich weisere Ratschläge durchsetzen und Männer, die guten Willens seien, in der ganzen Welt dafür sorgen würden, daß das große deutsche Volk seinen rechtmäßigen Platz im Kreise der Nationen wieder einnehmen könne; sonst werde es weder Frieden noch Stabilität noch wahren Wohlstand geben.

Der Aufstieg der Nationalsozialisten machte eine neue Verteilung der Karten notwendig, aber solange sie noch gemischt wurden, herrschte eine gewisse Unsicherheit. Linkstehende wie Vernon Bartlett — von Sir Oswald Mosley ganz zu schweigen — neigten dazu, doch etwas Gutes an Hitler und dem Nationalsozialismus zu finden, während Reaktionäre der alten *Morning Post*-Schule ihn und alle seine Werke instinktiv verabscheuten. Mit der Zeit änderte sich das alles. Linkstehende wurden zu Deutschenhassern und begannen romantische Gefühle für die französische Armee und Respekt für ihren einstigen Gegner Churchill zu entwickeln; die Rechtsstehenden, die noch vor wenigen Jahren danach geschrien hatten, den Kaiser zu hängen und die Deutschen wie eine Zitrone auszuessen, meinten, mit Vernunft und gegenseitigem Entgegenkommen und der gebührenden Achtung vor dem Standpunkt des anderen könne man zu einem vorteilhaften Arrangement mit dem Dritten Reich gelangen.

Als der Krieg 1939 ausbrach, herrschte der Anti-Germanismus, zumindest offiziell, überall und wurde sehr verschärft durch die Anhänger des Münchner Abkommens, die ihre Schuldgefühle zu kompensieren suchten, indem sie noch lauter auf die Deutschen schimpften als alle anderen. Ob der Haß gegen Deutschland und die Deutschen in diesem Maße auch außerhalb des britischen Rundfunks und anderer offizieller Institutionen existierte, ist zweifelhaft. Mein persönlicher

Eindruck bei der Armee ging dahin, daß die Feindseligkeit gegen die Deutschen mindestens bei den Mannschaften viel geringer war, als man hätte annehmen können. Das beruht zum Teil darauf, daß die Engländer, besonders die unteren Schichten, zum Antisemitismus neigen (obwohl das natürlich weder sie noch sonst jemand offen zugibt). So konnte man in den Offiziers- oder Unteroffiziersmessens oft die Meinung hören, was auch immer man von den Nazis halten möge, jedenfalls wüßten sie, wie man mit den Juden umzugehen habe. Das hieß natürlich nicht, daß, wer so redete, mit Belsen oder Auschwitz einverstanden gewesen wäre, sondern nur, daß er den nationalsozialistischen Antisemitismus irgendwo verständlich, wenn nicht gar annehmbar fand.

Außerdem hatten die meisten Soldaten das noch unbestimmtere Gefühl, daß der Krieg eher ein Fehler als ein Kreuzzug sei oder daß er auch nur ein Unglück sei. Nur wenige von ihnen irrten sich so gründlich wie Churchill oder waren so verbohrt wie Roosevelt, wenn es darum ging, sich die Welt nach dem Kriege vorzustellen; sie ahnten, daß der souveräne Nationalstaat — vom Britischen Empire ganz zu schweigen —, zu dessen Verteidigung sie angeblich angetreten waren, der Vergangenheit angehörte. Sie sangen *Lilli Marleen* unbekümmert darum, daß der Feind mit dem gleichen Lied auf den Lippen seinen Geschäften nachging. Es war die britische Regierung, aufgestachelt durch den unsäglichen Cherwell, die die sinnlose Zerstörung Dresdens befahl; die britischen Truppen mußten von ihrer eigenen Militärpolizei davon abgehalten werden, mit den Deutschen zu fraternisieren.

Auch das makabre Schauspiel von Nürnberg rief, wie man mit Befriedigung feststellen konnte, bei den entlassenen Soldaten oder den Zivilisten in der Heimat kaum eine Reaktion hervor. Solche Sachen sind für Richter, Redakteure und Redner, für die Herrscher, nicht für die Beherrschten. Der gewöhnliche Bürger konnte — anders als ein Lord Birkett oder ein David Maxwell Fyfe — es einfach nicht ernstnehmen, wenn ein Richterkollegium, zu dem ein von Stalin ernannter Sowjetrichter gehörte, die Teilung Polens verurteilte.

Solange die Deutschen hungerten und verarmt waren, konnten sie eines gewissen Mitleids von seiten der englischen Quäker und der Aufgeklärten im allgemeinen sicher sein. Das änderte sich aber, als die Deutschen

es sich herausnahmen, wohlhabend und reich zu werden und eine größere Goldreserve anzusammeln als wir. Weiterer Ärger entstand, als sie sich nur widerstrebend bereit zeigten wiederaufzurüsten. Alle die alten Deutschlandkenner hatten vorausgesagt, die Deutschen würden sich wieder so verhalten wie nach dem ersten Weltkrieg: erst bankrott machen, um sich ihrer Schulden zu entledigen, und dann heimlich wiederaufrüsten. Um so ärgerlicher war es, als sie eines der gesündesten Wirtschaftssysteme Europas aufbauten und nur mit Mühe dazu überredet werden konnten, auch nur ein paar Divisionen aufzustellen! Wer, so fragten mit bitterer Rhetorik die Engländer in den Kneipen und Wirtschaftshäusern im ganzen Lande, will schon einen Krieg gewinnen?

Doch die zornigen Gefühle lassen allmählich nach, je mehr wir uns an ein im Überfluß lebendes und unkriegerisches Westdeutschland gewöhnen. In zehn Jahren werden, wenn wir Glück haben, alle die Deutschlandkenner

im Schatzamt und im Außenministerium gestorben oder in den Ruhestand getreten sein, ebenso wie alle alten Nazis in bedeutenden Stellungen in der Bundesrepublik. Es gibt hoffnungsvolle Anzeichen dafür, daß die Deutschen allmählich weniger fleißig und weniger tüchtig werden und vielleicht, so darf man hoffen, ebenso träge und leichtsinnig wie wir Engländer. Wir haben glücklicherweise unser Empire verloren und neigen immer mehr dazu, uns auch von dem traurigen Abglanz einstiger Größe abzuwenden. So kann keinerlei koloniale Rivalität wieder entstehen.

Unter diesen Umständen kann man erwarten, daß das deutsche Problem selbst in Chatham House vergessen und aus den Leitartikeln der *Times* verschwinden wird. Wie tröstlich! Was für eine Erleichterung! Ulbricht hat, das ist wahr, natürlich ein Interesse daran, es so lange wie möglich am Leben zu halten; aber er wird, so steht zu hoffen, nicht ewig leben. Selbst alte Stalinisten müssen einmal sterben und ihre fixen Ideen mit ihnen.

John Mander

Nach der Apokalypse

Mein Deutschland war weder exotisch wie Isherwoods noch apokalyptisch wie das, das der alliierte Soldat in den Ruinen von 1945 vorfand. Als ich 1954 in München ankam, war der Schutt fast ganz verschwunden. In Schwabing standen schon die großen, grauen Stahl- und Betonungeheuer und verdrängten die alten Fassaden, die Thomas Mann, Kandinsky und Richard Strauß vertraut waren. Ein Schlagwort insbesondere — es war, wenn ich mich recht erinnere, der Titel eines Schwabinger Kabarettprogramms — schien die Stimmung des Tages auszudrücken: „die Helden sind müde“. Dafür, so nehme ich an, hätte der Ausländer dankbar sein müssen. Ich erinnere mich, damals gelesen zu haben, wie eine Gruppe armloser und auf Krücken gehender Kriegsbeschädigter über Adenauers Verteidigungsminister Blank hergefallen war — Schatten der *Dreigroschenoper*! Aber der Gedanke an eine neue Wehrmacht war tatsächlich unbeliebt, besonders bei den jungen Leuten, mit denen ich zusammen war. Viele hatten mit dem *Ohne-mich-Feldzug* der SPD

Anfang der fünfziger Jahre sympathisiert; der neue Wohlstand war noch nicht bis zu den Studenten vorgedrungen. Ein Auto war undenkbar, wenn auch der eine oder andere ein Moped besaß. Sie lebten immer noch von der Hand in den Mund in dem freiheitlichen, freundlich-egalitären Stil der Jahre nach 1945. Wenn sie sich überhaupt über Politik unterhielten, sprachen sie düster von der „Restauration“. Damit meinten sie nicht die neonazistischen Schreckbilder, die die britische Presse gerade verbreitete, sondern den angeblichen Einfluß von Prälaten, Bankiers und Großindustriellen an dem neuen Hof Adenauers in Bonn.

Aber es war nicht immer klar, was eigentlich „restauriert“ wurde. Der Nationalsozialismus war es jedenfalls nicht. Die Nazis, die ich kennen lernte, waren gutsituierte Herren mittleren Alters — Autohändler, Versicherungsmakler, Steuerberater, denen das Wirtschaftswunder mehr einbrachte, als die Partei es je getan hatte. Wie alle anderen, hatten

auch sie natürlich nie etwas Böses gehört, gesehen oder getan. Der Nationalsozialismus bedeutete eine vergeudete Jugend, zwölf verbrecherische Jahre, ein kaputt gegangener Krieg. Für diese Männer war der Nationalsozialismus keine Weltanschauung mehr (und war es in einem gewissen Sinne auch nie gewesen); er hieß einfach „die Nazizeit“. Der Nazismus war, das wurde ganz deutlich, weitgehend eine Generationsfrage; und im Jahre 1954 stellten die Männer, die Hitler 1933 zugeströmt waren, eine ziemlich erbärmliche Generation dar. Vom Kriege dezimiert, ihrer Illusionen, ihrer Selbstachtung und ihres Selbstvertrauens beraubt, fiel es schwer, in ihnen irgendeine Gefahr zu sehen. Im Jahre 1954 war die Aufregung in Frankreich und Großbritannien über die deutsche Wiederaufrüstung auf dem Höhepunkt. (Auch von Otto Remers Taten in Niedersachsen, dem Otto-John-Skandal und der Verhaftung des „Naumann-Kreises“ wurde viel hergemacht — und nicht nur von Bevan und Beaverbrook.) Nach einer kurzen Besserung zur Zeit der Berliner Luftbrücke fielen die deutsch-englischen Beziehungen rasch wieder in ihren alten Zustand des Mißtrauens, des gegenseitigen Neides und der Mißverständnisse zurück.

Als ich mich allmählich besser auskannte, sah ich, daß das neue Deutschland aus drei Generationen bestand, die isoliert voneinander lebten und kaum in der Lage waren, sich zu verständigen. Die mittlere Generation habe ich schon geschildert; kulturell und politisch stellte sie in der neuen Gesellschaft ein Vakuum dar. Aber die Leute, die dieses neue Deutschland regierten, waren entweder viel älter oder viel jünger: Adenauer und Heuss auf der einen Seite, Strauß, Schröder, Mende auf der anderen. Das gleiche galt für die Kunst. Es gab ältere Expressionisten, die nun zu ehrbaren, in der akademischen Welt anerkannten Künstlern geworden waren; es gab Thomas Mann und Hermann Hesse, Gottfried Benn und Bertold Brecht. Es gab auch sehr viel jüngere Schriftsteller — Bachmann, Enzensberger, Grass —, die gerade anfangen, in kleinen Zeitschriften zu erscheinen, aber einstweilen nur wenig bekannt waren. Aber zwischen diesen beiden Generationen, den Großvätern und den Söhnen, bestand nur spärlicher Kontakt. Brecht und Benn hatten, jeder in seinem eigenen Teil Deutschlands, eine treue Gemeinde. Aber Mann und Hesse, obwohl hochverehrt, waren bereits zu unvorstellbar fernen Gestalten geworden. Und die Kriegsschriftsteller, die Künstler der drei-

biger Jahre, die Generation von Sartre und Auden, wo waren sie? Wahrscheinlich suchte man besonders sorgfältig nach Stimmen aus dieser Generation, aber es schien keine zu geben. Waren sie, wie eine frühere Generation in Flandern, an der Ostfront verblutet? Oder waren sie, wie ihre Zeitgenossen, vom Kriege zermürbt, apathisch, ausgebrannt? Wenn ich zurückblicke, war es, glaube ich, das auffallende Fehlen dieser mittleren Generation, das den Ausländer im Deutschland der fünfziger Jahre am meisten störte.

Heute, zehn Jahre später, hat sich die Lage erheblich verändert: Es gibt wieder eine deutsche Literatur von mehr als lokalem Interesse; sie ist das Werk von Schriftstellern, deren Erinnerungen an den Nationalsozialismus sich auf Kindheit und Jugend beschränken. Aber noch vor zehn Jahren genügte ein Blick in eine Buchhandlung oder auf ein Theaterprogramm, um zu sehen, daß hier irgend etwas grundsätzlich nicht in Ordnung war. Die große Mehrzahl jener hervorragend ausgestatteten Bände in den freundlichen, gut geführten kleinen Münchner Buchhandlungen waren Übersetzungen, vorwiegend „aus dem Amerikanischen“, wie sie es ausdrückten. Es fiel mir auf, daß die amerikanischen Schriftsteller, die damals in Deutschland bewundert wurden, eine merkwürdig bunte Gesellschaft waren: Thomas Wolfe, Archibald MacLeish, Thornton Wilder, Truman Capote und natürlich Hemingway. Im Theater hingegen herrschte eine strenge Teilung zwischen den Alten — vertreten durch Schiller, Kleist und Grillparzer — und den Modernen — vertreten durch Tennessee Williams, Jean Giraudoux und Christopher Fry. Wo waren die jungen Dramatiker? Das war — und ist noch immer — der Kummer der Kritiker. Dürrenmatt und Frisch wurden viel aufgeführt; aber daß Deutschland selbst seit Brecht nichts Erst-rangiges hervorgebracht hatte, konnte nicht geleugnet werden. Die Bereitschaft der deutschen Intellektuellen, jedes ausländische Stück oder Buch *ipso facto* für besser als sein deutsches Gegenstück zu halten, hatte damals etwas Beunruhigendes. Der eigentliche Unterschied zwischen dem Deutschland jener Jahre und dem Deutschland der Weimarer Republik — und ich glaube, darin ist auch der Unterschied in der Qualität begründet — liegt darin, daß das Vertrauen in den „deutschen Geist“ nach dem politischen Zusammenbruch von 1918 ungebrochen blieb, während nach 1945 nicht einmal der Ausdruck ohne schärfste Ironie gebraucht werden konnte.

Ich habe im ganzen vier Jahre in Deutschland zugebracht: ein Jahr in München, drei in Berlin. Im Herbst 1958 kehrte ich nach England zurück und bin seitdem etwa ein halbes Dutzend Mal im Urlaub oder zur Berichterstattung über politische Ereignisse wieder dort gewesen. Aber wenn man mich fragt, worin sich das heutige Deutschland von dem von vor zehn Jahren unterscheidet, so kann ich die Frage nur schwer beantworten. Dramatische Veränderungen haben jedenfalls nicht stattgefunden. Die Lücken in jenen finsternen grauen Fassaden sind nun gefüllt worden. Die Studenten, die ich gekannt hatte, die noch bei der Wehrmacht gewesen waren, sind von einer Generation abgelöst worden, die nichts weiß vom Krieg, vom Nationalsozialismus oder von überhaupt irgendeinem Deutschland vor Professor Erhards Wirtschaftswunder. Ist Deutschlands böse Vergangenheit überwunden worden — „bewältigt“, wie sie sagen? Wenn man einen allgemeinen Sühneakt, irgendeine kollektive Verurteilung des Nationalsozialismus und seiner Werke sucht, muß die Antwort Nein lauten. Dennoch glaube ich — obwohl Deutsche meiner Generation wie Martin Walser oder H. M. Enzenberger hier anderer Meinung sein mögen —, daß die Vergangenheit in einem gewissen Sinne tatsächlich überwunden worden ist: sie ist unwirklich geworden. Vor kurzem las ich, einer Gruppe deutscher Schulkinder sei die Frage vorgelegt worden: Wer war Hitler? Ein verhältnismäßig hoher Prozentsatz wußte es einfach nicht. Diejenigen, die es zu wissen glaubten, waren sich einig, daß er ein sehr böser Mann gewesen sei (20 v. H. glaubten, er sei Kommunist, 10 v. H., er sei Jude gewesen). Oberflächlich gesehen mag das ein enttäuschendes Ergebnis unserer eigenen Bemühungen und der Bemühungen demokratischer Deutscher sein, Deutschland „umzuerziehen“. Es ist natürlich nicht zu leugnen, daß diese Unwirklichkeit der jüngsten Vergangenheit ein Zeichen dafür ist, daß die Deutschen sie innerlich nicht „bewältigt“ haben. Aber es ist auch ein Zeichen dafür, daß sie zu fern, zu fremd, zu anders als die Gegenwart ist, um zum Gegenstand intensiver Auseinandersetzungen zu werden. In gleicher Weise kann man sagen, da die meisten Deutschen keine Sehnsucht nach der Vergangenheit haben, scheint die Gefahr einer Wiederholung unendlich fern zu liegen. Für die jetzt heranwachsende Generation liegt der *turor teutonicus* kaum weniger weit zurück als der Dreißigjährige Krieg.

Dennoch ist das Deutschland von 1964 nicht ganz dasselbe wie vor zehn Jahren. Politisch allerdings befindet es sich noch immer in der gleichen Sackgasse; Deutschland ist der Wiedervereinigung nicht näher gekommen, die SPD ist der politischen Macht nicht näher gekommen. Immerhin sind mir zwei wichtige, wenn auch kaum greifbare Veränderungen aufgefallen. Das alte Drei-Generations-Schema, das ich im Deutschland der fünfziger Jahre bemerkt zu haben glaubte, scheint von einer einfacheren Aufteilung in Vor- und Nachkriegsgeneration abgelöst worden zu sein. Gleichzeitig hat in der Literatur und in der Kunst ebenso wie in der Politik ein bemerkenswertes, wenn auch langsames Wiederaufleben des Selbstvertrauens stattgefunden. Die Buchhandlungen sind noch immer mit Übersetzungen reichlich versorgt, aber es gibt jetzt auch deutsche Werke von anspruchsvoller Qualität, die sich gegen die Flut der eingeführten Literatur durchaus behaupten können. Die schmeichelnde Bewunderung für Günter Grass ist vielleicht inzwischen zu weit gegangen. Vielleicht liegt — wie Peter Heyworth meint³⁾ — sogar ein Stück Chauvinismus in der betonten Erklärung, Deutschland habe auf dem Gebiet der Musik, der Literatur und der Kunst ein „Comeback“ gefeiert. Auch mag einem die Behauptung dieser selbstsicheren jüngeren Schriftsteller, ein Abgrund trenne sie, die Nachkriegsgeneration, von der (wie sie gerne versichern) nationalsozialistisch verseuchten älteren, ein wenig unberechtigt erscheinen. Aber der Abgrund besteht: Es ist bekannt, daß die Verständigung zwischen Eltern und Kindern, Lehrern und Schülern in vielen Familien und vielen Schulen außerordentlich schwierig geworden ist. Dem Außenstehenden allerdings erscheint die Art der Auseinandersetzung unglücklich. In den letzten Jahren zum Beispiel galt Sebastian Haffner immer mehr als Fürsprecher der deutschen Rechten, der stets bereit war, gegen diese jungen Grünschnäbel von der Linken zu sticheln. Es ist wohl nur natürlich, daß man mit den jüngeren Schriftstellern sympathisiert, ebenso wie die natürliche Sympathie der Generation der dreißiger Jahre den Tollers, Piscators und Brechts galt. Und doch ist etwas daran, wenn Haffner der jüngeren Generation in Deutschland vorwarf, ihr Anti-Nationalsozialismus sei, sagen wir, billig erworben, und es stehe ihnen, die sie den Terror niemals erlebt haben, kaum zu, die ältere Generation einfach zu verur-

3) In einem hier nicht abgedruckten Artikel derselben Ausgabe von „Encounter“ (Anm. d. Red.).

teilen; irgend etwas an diesem Vorwurf überzeugt. Man hat das Gefühl, daß die jüngeren Deutschen sich allzu leicht aus der Affäre ziehen, wenn sie alle Schuld der älteren Generation zuschieben.

Deutschland ist nicht viel anders als andere Länder: Ist das der Schluß, zu dem wir kommen müssen? Ich persönlich bin — entgegen der Meinung der strengeren Kritiker in Deutschland wie im Ausland — dieser Auffassung. Es gibt zu viele Leute, die — aus zweifelhaften Motiven — bemüht sind, das Gegenteil zu behaupten: englische Anti-Deutsche, deutsche Nazis und Anti-Nazis, die ganze Gesellschaft derjenigen, die Deutschland zu ihrem „Fach“ gemacht haben und dieses Fach „interessant“ machen wollen. Wahrscheinlich wollte auch ich Deutschland zu einem ungewöhnlichen Lande machen: ruchlos, aber ruchlos im großen Maßstab; geheimnisvoll, aber ein Geheimnis, zu dem man vielleicht einen privaten Schlüssel finden konnte; gemein, gewalttätig und furchterregend, aber *interessant*, ein Land, über das es sich lohnte zu schreiben. Das Deutschland, das ich kannte, war in Wirklichkeit überhaupt nicht so. Die Deutschen waren, wie ich zu meiner Enttäuschung entdeckte, ganz gewöhnliche Leute. Wo, so fragte ich mich oft in Berlin, sind jene lebensvollen Gestalten, die Isherwood schildert und nach denen man überall Ausschau hält? Tatsächlich aber sind die wirklich lebensvollen Gestalten bei Isherwood — Sally und Mr. Norris zum Beispiel — alle *Engländer*. Im Berlin der dreißiger Jahre gab es echte Exoten, aber nicht bei Isherwood, dessen Deutsche einem oft so traurig, so blaß und bemitleidenswert vorkommen.

Edward B. Shils

Enttäuschung

Ich wurde zum Germanophilen, als ich ungefähr siebzehn Jahre alt war. Zunächst verliebte ich mich in die Gelehrsamkeit des deutschen Universitätsprofessors. Ich glaubte damals der deutsche Professor wisse alles, was es zu wissen gab — ich neige immer noch dazu, das von den deutschen Professoren für

Isherwood und auch seine Leser litten alle an der apokalyptischen Illusion. Auch sie wollten, daß ihr Deutschland interessant sei. Das mag ein niederdrückender Gedanke sein, aber vielleicht war die viktorianische Meinung über Deutschland die gesündere, vernünftige. Fleißig, vergnügt, gesetzestreu, gutmütig, loyal, manchmal langsam von Begriff, aber eminent, oh eminent achtbar — das waren die Deutschen bei Arnold und George Eliot, der Königin Viktoria und ihrem Prinzgemahl. Das sind auch die Deutschen, über die Enzensberger und Walser und ihre Freunde Klage führen. Aber Goethe und Nietzsche beklagten auch zu ihrer Zeit das Schicksal, das sie gerade in *dieses* Volk gestellt und sie gezwungen hatte, gerade in *dieser* Sprache zu schreiben. Für den Außenstehenden muß die Haltung von Enzensberger und Walser ganz traditionell erscheinen. Die Deutschen, über die sie sich beklagen, sind die Deutschen, wie sie immer waren — und vielleicht immer sein werden. Wahrscheinlich hängt es davon ab, ob man diese Eigenschaften bewundert oder verabscheut. Ich persönlich sehe darin weder einen exotischen Reiz, noch finde ich sie abstoßend. Der Anti-Germanismus ist in Großbritannien immer noch stark und wird auf der Linken wie auf der Rechten eifrig geschürt; aber auch das ist ein Überbleibsel aus dem apokalyptischen Zeitalter. Wahrscheinlich ist viel zu viel Aufhebens um die Deutschen gemacht worden. Wir alle brauchen eine Ruhepause und niemand braucht sie mehr als die Deutschen selbst. „Habt Mitleid mit Euch selber!“ rief Brecht seinen Landsleuten nach dem Kriege zu. Das ist kein schlechter Rat. Schließlich — wenn die Deutschen es nicht lernen können, mit sich selber auszukommen, wie sollen wir dann mit den Deutschen auskommen?

Altphilologie, Altertumsgeschichte und Assyriologie zu glauben (und das mag für diese Fächer durchaus noch berechtigt sein). Max Weber, Werner Sombart und Eduard Meyer waren die ersten, die auf meinem Horizont auftauchten. Über Max Weber las ich in Bucharins *Historischen Materialismus* und

Tawneys *Religion and the Rise of Capitalism* und machte mich daran, Deutsch zu lernen, um seine Schriften lesen zu können. Seine Themen erschienen mir großartig, seine Urteile von äußerster Strenge. Troeltsch, Rickert, Simmel, Dilthey, Scheler, Spranger, Windelband — außer Rickert und Spranger waren sie alle tot, aber auch die Toten waren für mich sehr lebendig. Ich las eine Menge von der einzigartigen Reihe akademischer Selbstbiographien, die Felix Meiner unter dem Titel *Die Wissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen* herausgab. Die Photographien der trübfäugigen alten Männer mit buschigen oder spärlichen Bärten übten zwar eine gewisse abkühlende Wirkung aus, aber alles andere war herzerwärmend. Die friedlichen Universitätsstädte, die mit Büchern und wissenschaftlichen Zeitschriften vollgestopften Arbeitszimmer der Professoren, die unbezahlten Privatdozenten, die aus reiner Liebe zu ihrem Fach ihren Dienst versahen, die Polemik für die Sache der Wahrheit — das alles gehörte zu dem freundlichen Bild. Erst sehr viel später erfuhr ich, wie langweilig, tyrannisch, eitel und trivial viele von ihnen waren; aber als ich jung war, sah ich das überhaupt nicht. Gelassenheit und Ruhe, nur durch die Intensität einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung unterbrochen, waren die vorherrschenden Züge einer „Gelehrtenrepublik“, die ihren Anfang im 18. Jahrhundert genommen hatte und ungestört und unverändert bis in die Gegenwart fortbestand. Abgesehen von dieser friedlichen Mischung aus Vergangenheit und Gegenwart erregten mich auch die positiven Seiten der Kultur der Weimarer Republik, die sich damals dem Ende ihres kurzen und unglücklichen Daseins näherte. Kein Jahrzehnt, nicht einmal die dreißiger Jahre in den Vereinigten Staaten, so deprimierend und dramatisch sie auch waren, hat mich jemals so gefangen genommen wie das Weimarer Jahrzehnt, das sich in meinen etwas ungenauen und bunt zusammengewürfelten Kenntnissen der Kultur der Weimarer Zeit — liberal, sozialistisch, marxistisch, bohemien, melancholisch, intensiv und verzweifelt wie sie war — widerspiegelte. Es war eine berauschende Mischung aus Hermann Hesse, „Menschheitsdämmerung“, Karl Mannheim, Heinrich Cunow, Georg Grosz, Peter Lorre, Gustav Landauer, Ernst Toller, Georg Lukacs, Karl Wittfogel, dem Bund der religiösen Sozialisten, von Salomon, dem frühen Tillich, dem Malik Verlag und vieler anderer heute längst vergessener Dinge, denen aber noch immer ein feiner Duft anhaftet.

Das war auch die Zeit, in der das Reich — sofern es überhaupt regiert wurde — mit Hilfe des Artikels 48 der Weimarer Verfassung regiert wurde. Es gab unaufhörliche Krawalle in den Straßen und im Reichstag, und das Land durchlebte die Vorstufe zu dem, was ein Bürgerkrieg gewesen wäre, wenn die Kommunisten nicht solche Schurken, die Sozialdemokraten nicht solche Holzköpfe und beide — oder einer — nicht so feige gewesen wären.

Als mich diese unausgewogene und wirklichkeitsferne Germanophilie noch fest in ihren Fängen hielt, kamen die Nationalsozialisten an die Macht. Ich wußte von Anfang an, daß sie Rohlinge und Fanatiker waren, und die Folterungen und Prügeleien in den Polizeipräsidien und Konzentrationslagern waren mir bekannt. Und doch litt mein Deutschlandbild nicht darunter, auch nicht unter der Tatsache, daß Heidegger, Freyer und Brinkmann Nazis geworden waren. Alle diese großen und kleinen Dinge hätten vielleicht meine Vorstellung von Deutschland stärker verändert. Daß dies nicht geschah ist — paradoxerweise — auf den Umstand zurückzuführen, daß deutsche Emigranten (Wissenschaftler und Gelehrte) in Scharen in der Vereinigten Staaten eintrafen. Wenn ich vernünftiger gewesen wäre, hätte ich begriffen, daß ihre Anwesenheit bei uns greifbarer Beweis für den Ruin Deutschlands war. Die meisten von ihnen — das ist wahr — verbrachten nur wenig Zeit damit, ihr Unglück zu beweinen; sie waren zu sehr damit beschäftigt, neue Stellungen an amerikanischen Universitäten einzunehmen, Vorträge zu halten und Bücher zu schreiben usw. Sie waren treue Deutsche und stolz auf das mitgebrachte Gepäck. Sie brachten ihre Vorurteile mit, ihre Nietzsche- und Burckhardt-Ausgaben, ihre Möbel, ihr Porzellan; sie entdeckten rasch die richtigen Konditoreien. Es waren „deutsche Staatsbürger mosaikischen Glaubens“. Die meisten fühlten sich in Amerika nicht wohl; das Vulgäre und Naive stieß sie ab. Selbst die, die die Großzügigkeit, mit der sie aufgenommen wurden, dankbar anerkannten, lebten in kleinen deutschen Zellen, sprachen vom alten Deutschland und wenig vom neuen, das sie ausgestoßen hatte. So lebte ich während der dreißiger Jahre mindestens teilweise in einer deutschen Kultur — in New York und Chicago. Es war zu jener Zeit unmöglich, in einer führenden amerikanischen Universität zu leben, ohne zahlreiche deutsche Kollegen und Freunde — ja sogar Klienten, wenn ich auch viel zu jung und jedenfalls zu wenig einfluß-

reich war, um ihnen wirklich nützen zu können — aus Emigrantenkreisen zu haben. Inzwischen arbeitete ich die deutsche Literatur zu meinen verschiedenen Fachgebieten durch. Ich übersetzte eine Reihe deutscher Schriftsteller ins Englische. Ich war gewissermaßen Mitglied einer deutschen Universität, die Raum und Zeit überschritt und dennoch Deutschland zum Ruhme gereichte.

Allmählich wurde jedoch mein Bild vom deutschen akademischen Intellektuellen durch große Ereignisse, vertrauten Umgang und die einfache Tatsache, daß ich mit zunehmendem Alter und weiteren Studien weniger einfältig geworden war, getrübt. Was ich über die Geschichte der deutschen Universität und das Leben einzelner deutscher Professoren las, brachte mir die Grobheit und Arroganz, die bösen Vorurteile und die Unterwürfigkeit gegenüber den weltlichen Herrschern zum Bewußtsein, die einige der größten deutschen Gelehrten kennzeichneten. Ihre Eitelkeit und Kleinlichkeit wurde allmählich sichtbar für mich. Zunächst hielt ich das alles für charmante Absonderlichkeiten, aber allmählich ging ihr Reiz verloren.

Das Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik mit seinen langen Aufsätzen, seinem schönen weißen Papier und dem starken gelben Einband, die *Verhandlungen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*, die im gleichen gelben Einband auch bei Siebeck erschienen, sprachen mich immer noch an. Aber ich war weniger beeindruckbar geworden. Der autoritative Ton konnte die Vagheit der tiefen Erkenntnis oder die Oberflächlichkeit der vagen Erkenntnis, die Schwäche des Urteils und die Verschließung des Geistes vor neuen Problemen nicht verbergen. Es gab zu viele gängige Phrasen, die den Mangel an Ideen verdeckten. Natürlich zog mich diese Welt noch an — die bärtigen Männer im Gehrock und Flügelkragen, gelehrt, tiefgründig, ehrbar, manchmal vielleicht sogar auf grimmige Weise witzig. Aber hinter diesen Bärten schien sich immer öfter ein schwaches Kinn zu verstecken. Hinter der gefurchten Stirn schien sich ein Intellekt zu verbergen, der weder seriöser noch tieferschürfender war als bei allen anderen. Ich erinnere mich, daß ich ein wenig stutzig wurde, als ich vor vielen Jahren den Bericht von William James über seine Begegnung mit Dilthey zum erstenmal las. Der mit Saucenflecken bedeckte Gehrock und die egozentrische Schwatzhaftigkeit waren mir auch damals schon unangenehm, aber was bedeutete das gegenüber der Tatsache, daß Dilthey alles

gelesen hatte, was es zu lesen gab, alles wußte, was zu wissen war, und in irgendeiner Weise, die ich nicht ganz verstand, die wesentliche Wahrheit der Dinge begriffen hatte! Zehn Jahre später fiel mir seine gesprächige Gleichgültigkeit gegenüber seiner Umgebung wieder ein und sie schien mir anstößiger. Außerdem war mir deutlicher geworden, daß er von Dingen schrieb, von denen er nicht sehr viel verstand, und daß die Probleme, über die er so entschiedene Meinungen äußerte, noch immer ganz und gar ungelöst waren.

Heute ist von meiner jugendlichen Germanophilie fast nichts mehr übrig geblieben. Von Max Weber und zu einem geringen Teil auch von Troeltsch abgesehen, sind, so scheint es mir, die Verfasser, die mein jugendliches Herz höher schlagen ließen, auch nicht befähigter, die für mich wichtigen Probleme zu lösen als wir anderen. Und ihre Erben, von denen einige höchst achtbare Gelehrte sind, scheinen in einer noch schwierigeren Lage zu sein als wir, die wir in den dreißiger und vierziger Jahren ein leichteres Leben hatten. Denn sie müssen einen Standpunkt erneut behaupten, an dem sie selber zweifeln, und ein Erbe pflegen, das, von Max Weber abgesehen, schon viele Jahre, ehe die Nationalsozialisten sich an seine Zerstörung machten, zu verkümmern begonnen hatte. Sie dauern mich, besonders die der neuen Generation, die an den Ungeheuerlichkeiten der Rohlinge, die Deutschland von 1933 bis 1945 regiert haben, nicht schuldiger sind, als es die Erbsünde zuläßt. Ich bemühe mich, ihre Veröffentlichungen zu verfolgen — aber mehr aus einem allgemeinen geistigen Pflichtgefühl und sehr viel weniger aus der Erwartung, etwas Wesentliches zu entdecken.

Während der fünfziger Jahre besuchte mich gelegentlich ein „führender“ Deutscher, der von der Naivität des amerikanischen Außenministeriums und der Großzügigkeit, mit der der amerikanische Kongreß mit öffentlichen Mitteln umging, profitierte. Es mochte ein Professor der Sozialwissenschaften oder ein Journalist sein. Es war meist ein Mann an der unteren Grenze des mittleren Alters — alt genug, um in den letzten Kriegsjahren bei der Wehrmacht gewesen zu sein. In unseren Gesprächen wurde der Nationalsozialismus selten berührt. Manchmal wurden Flüchtlinge aus den früheren deutschen Gebieten im Osten erwähnt, manchmal (besonders in den frühen fünfziger Jahren) die Fehler der amerikanischen Besatzungspolitik. Aber erst als wir auf wissenschaftliche Fragen zu sprechen kamen.

merkte ich, wie sehr wir uns verändert hatten. Die Deutschen erschienen mir wie Männer, die seit Jahren geschlafen hatten und auch heute noch nicht ganz wach waren. Es war nicht so, daß sie nicht reden wollten. Sie waren voll von den Gemeinplätzen der amerikanischen Soziologie und politischen Wissenschaft und dem in der ganzen Welt verbreiteten intellektuellen Unsinn über die Massengesellschaft. Sie hatten keine Flügelkragen, keine Gehröcke, keine Bärte, keine Saucenflecken; aber sie hatten mehr verloren als die altmodischen Insignien der Welt der Gelehrten. Auch ging es nicht nur darum, daß sie geistig verarmt waren. Wie konnte das anders sein, da ihre Vorgänger die Universitäten in einen Kampfplatz verwandelt hatten? Hier ging es um noch etwas anderes. Oft schien ich einen Mann vor mir zu haben, dessen Vater oder Freund, Vetter, Onkel oder Bruder mit der „Endlösung“ der Judenfrage in Osteuropa zu tun gehabt, der seine Pflicht getan und keinen weiteren Gedanken daran gewendet hatte; vielleicht hatte — wie sollte ich es wissen? — mein Gast geahnt oder genau gewußt, was jener Freund oder Verwandte tat und ihn

sogar wegen seiner treuen Pflichterfüllung geachtet. In diesen Besuchern trat mir das andere Deutschland entgegen — nicht das Deutschland von Heidelberg oder der Weimarer Republik, sondern das Deutschland, das nicht einmal das Mindestmaß an moralischer Anstrengung aufbringen konnte, um das Böse zu mißbilligen.

Ich weiß, daß ich mich damit meinen Gesprächspartnern gegenüber manchmal ungerecht oder lieblos verhalten habe. Vielleicht war es eine übertriebene Reaktion auf die Begeisterung meiner Jugend. Den Nationalsozialisten Widerstand zu leisten, war, das weiß ich wohl, etwas, was nur die Tapfersten, die Edelsten, die Wahnsinnigsten vollbringen konnten, und ich nehme es niemandem übel, der das nicht vermochte. Aber daß sie das Verdammenswerte nicht mißbilligten, das beeinflusst heute noch meine Gefühle gegenüber Deutschland. Dabei weiß ich genau, daß diese Gefühle, so echt und so berechtigt sie sind, keine adäquate Grundlage für die rechten Beziehungen zwischen Nationen und Kollegen bilden können.

Louis J. Halle

Mythen und Hoffnungen

Eine Nation ist im Grunde nur ein Mythos, den die Menschen zum Leben erwecken. Sie hat keine physische Existenz in sich, ebenso wenig wie Shakespeares König Lear eine physische Existenz hat. Zwar bedarf sie einer real vorhandenen Bühne und der Bühnenrequisiten, das heißt, eines geographischen Gebietes, öffentlicher Gebäude, militärischer Einrichtungen usw. — aber diese Dinge sind nicht die Nation selbst; sie sind nur Darstellungsmittel.

Wenn wir sagen, die „jetzige Teilung Deutschlands“ sei unannehmbar, so meinen wir, daß das Vorhandensein von zwei verschiedenen deutschen Staaten gegen einen Mythos verstößt, mit dem wir aufgewachsen sind. Es verstößt gegen den Text eines Stückes, das uns vertraut ist.

Wir stellen uns vor, das, was wir „Deutschland“ nennen, habe ein unveränderliches Dasein in der Natur, so wie der Atlantische

Ozean. Tatsächlich aber hat es sein Dasein in der Tradition, und Tradition ist, so hartnäckig sie sich auch halten mag, nicht unveränderlich. Vor 1871 umfaßte der Begriff „Deutschland“ Österreich ebenso wie Bayern, Sachsen, Preußen und die anderen Staaten, die heute „deutsch“ sind. Bismarcks Leistung bestand darin, alle diese deutschen Staaten zusammenzuschließen mit der einzigen Ausnahme Österreichs, das traditionell der bedeutendste von allen war. An der ursprünglichen Tradition gemessen, gelang es Bismarck also nicht, aus Deutschland *ein* Land zu machen — es gelang ihm nur, es auf zwei zu reduzieren. Die neue Generation, die nach 1871 heranwuchs, fand eine neue formal-rechtliche Lage und einen darauf beruhenden neuen Mythos vor. Bismarcks Leistung von 1871 hatte zur Folge, daß der Name „Deutschland“ Österreich nicht mehr umfaßte; so war „Deutschland“ vollständig geeint. Als Adolf Hitler wenige Generationen nach 1871 Österreich

Deutschland mit Gewalt einverleibte, verletzte er, so hieß es, „Deutschland“ und „Österreich“ als eigenständige nationale Einheiten durch eine Union, die als unnatürlich angesehen würde. Fünfundsechzig Jahre früher aber, bevor der Mythos den großen süddeutschen Staat ausschloß, hätte sie nicht als unnatürlich gegolten.

Mythen und Traditionen, ich wiederhole es, haben kein Dasein in der Natur. Sie sind mit der fortschreitenden Zeit Veränderungen unterworfen.

In der Bundesrepublik Deutschland steht heute der Mythos eines künstlich in zwei Teile gespaltenen Deutschlands im Widerspruch zu gewissen praktischen Überlegungen. Die meisten westdeutschen Wirtschaftler und Politiker legen zwar ein mehr oder weniger glühendes Lippenbekenntnis zur Wiedervereinigung ab, geben aber privat zu, daß eine Panik unter ihnen ausbrechen würde, wenn die Wiedervereinigung für morgen nachmittag um drei Uhr angekündigt würde. Welche Wirkung hätte sie auf einzelne Unternehmen (so fragen sie sich) und auf die gesamte westdeutsche Wirtschaft? Welche Wirkung hätte sie auf das Gleichgewicht der politischen Kräfte? Wie würde sich die Wiedervereinigung nach fast zwanzig Jahren, in denen die Ostdeutschen von einem linksgerichteten autoritären Regime indoktriniert worden sind, auf den Liberalismus auswirken, den die Westdeutschen zu entwickeln und zu festigen versucht haben? Bald wird es eine neue Generation von Ostdeutschen geben, die getrennt von der neuen westdeutschen Generation herangewachsen ist, eine Generation mit anderen Mythen, anderen Traditionen.

Die Frage nach den unheilvollen praktischen Folgen einer baldigen Wiedervereinigung ist jedoch theoretisch, da jedermann weiß, daß sie nicht durchführbar ist. Gerade deshalb ist es vielen Westdeutschen möglich, die Fahne der Wiedervereinigung mit unbekümmelter Begeisterung zu schwingen. Es ist so, als verschreibe man sich theoretisch der Tugend, ohne seine Lebensweise zu ändern. Die Wiedervereinigung ist zum eschatologischen Ziel geworden, und niemand, der bei Verstand ist, macht sich um die praktischen Probleme, die vielleicht daraus entstehen könnten, Sorgen.

Dennoch spricht viel für die Wiedervereinigungsbewegung. Die Ostdeutschen sprechen Deutsch (wie die Österreicher) und nennen sich (anders als die Österreicher) Deutsche; sie haben mit den Westdeutschen eine gemeinsame geschichtliche Vergangenheit; viele ha-

ben Verwandte in Westdeutschland; und das geographische Gebiet, in dem sie leben und leiden, liegt sozusagen in Rufweite ihrer westdeutschen Angehörigen. Auch gibt es das Problem Berlin, das kaum für den Westen befriedigend gelöst werden kann, solange das jetzige Schema der beiden Teile Deutschlands fortbesteht. Diejenigen also, die in eine Panik verfallen würden, wenn sie von der unmittelbar bevorstehenden Wiedervereinigung hörten, dürfen dennoch die jetzige Lage nicht als endgültig akzeptieren.

Was nun?

Wir täuschen uns, wenn wir an die Möglichkeit einer Rückkehr zum *status quo ante bellum* glauben. Zwar stellt der *status quo ante bellum* für diejenigen von uns, die vor dem zweiten Weltkrieg erwachsen waren, die Norm dar. Daraus folgt, daß uns alles andere als unnatürlich erscheint. Es kann, so nehmen wir an, keine Stabilität und keinen Frieden geben, ehe nicht wieder „normale“ Verhältnisse herrschen. Wo wir es aber mit Mythen zu tun haben, ist das „Normale“ relativ: Wer mit neuen, auf neuen Verhältnissen beruhenden Mythen aufwächst, wird es anders sehen als der, der mit alten, auf der alten Lage beruhenden Mythen aufgewachsen ist. Lange nachdem das weströmische Reich zerfallen war, versuchte Karl der Große, „normale Verhältnisse“ wiederherzustellen, indem er sich in der Nachfolge des Augustus in Rom zum Kaiser krönen ließ. Aber das funktionierte nicht. Die Geschichte schreitet voran und läßt die alten Positionen immer wieder hinter sich, so daß der *Status quo ante* niemals wiederhergestellt werden kann. Daraus schließe ich, daß das Vorkriegsdeutschland niemals wiederhergestellt werden wird.

Daraus folgt jedoch nicht, daß die jetzige Lage andauern wird. Im Gegenteil, dafür scheint mir die jetzige Lage zu gespannt zu sein und zu sehr auf Gewaltanwendung zu beruhen.

Worum also können wir, wenn wir realistisch denken, uns bemühen?

Ich glaube, es wäre realistisch, sich um eine fortgesetzte Reihe kleiner Anpassungshandlungen zu bemühen, die weiterführen und — auf die Dauer gesehen — alle in eine Richtung zielen. Die beiden Teile Deutschlands haben bereits Abkommen getroffen über die recht umfangreichen Handelsbeziehungen zwischen ihnen; daß diese Abkommen inoffiziell sind, hat nur begrenzte Bedeutung. Außerdem scheint es eine Reihe stillschweigender Abkommen über polizeiliche Regelungen auf bei-

den Seiten der Berliner Mauer zu geben, um gefährliche Zwischenfälle zu verhindern. Es gibt Abkommen, stillschweigende und andere, über die westliche Benutzung bestimmter durch ostdeutsches Gebiet führender Straßen nach West-Berlin; zwar sind diese Abkommen offiziell zwischen den Verbündeten Westdeutschlands und den Sowjets geschlossen worden, gehen aber inoffiziell die westdeutschen Behörden und die Herrscher Ostdeutschlands in gleichem Maße an. Im Dezember 1963 sind einige zusätzliche Übergangsstellen an der Berliner Mauer geschaffen worden, um den West-Berlinern während der Weihnachtsferien Verwandtenbesuche in Ost-Berlin zu ermöglichen; dabei spielten ostdeutsche kommunistische Kapellen Weihnachtslieder. So hat sich über die Grenze von Stacheldraht und Mauersteinen ein ganzer Komplex von Beziehungen entwickelt.

Die Beziehungen zwischen den beiden Teilen Deutschlands sollten sich ebenso rasch entwickeln wie der Kalte Krieg an Intensität verliert. Wenn wir auf eine Zeit hoffen dürfen, in der der Kalte Krieg der Vergangenheit angehört, so dürfen wir doch wohl mit Sicherheit auf eine Zeit hoffen, in der diese Entwicklung allmählich zu einer engeren Verbindung zwischen den beiden Teilen geführt hat. Walter Ulbricht, der jetzt im Namen Moskaus über die Ostdeutschen herrscht, ist nicht unsterblich. Vielleicht wird der Tag kommen, an dem die Ostdeutschen Wohlstand und ein verhältnismäßig freies Leben genießen können. Vielleicht werden sie dann ohne Zwang Treue zu einem ostdeutschen Staat empfinden, der sich entfaltet und in ihren Augen Ansehen und die Bestätigung der Gewohnheit erworben hat — der sich, mit anderen Worten, legitimiert hat. (Schließlich entsteht die gute Gesellschaft im allgemeinen durch die Evolution der schlechten.) Dann wird er auch in den Augen der Westdeutschen sowie der übrigen Welt Legitimität erlangt haben. Auch wenn er immer noch mit der überholten Bezeichnung „Kommunismus“ versehen wäre, würde das nicht viel ausmachen. Auch Kommunismus ist ein Mythos, der sich wandeln kann. (Kommunistische Musikkapellen können amerikanische Weihnachtslieder spielen!)

Als Deutschland 1871 geeint wurde, verschwanden die Grenzen Bayerns, Sachsens und

der anderen vorher bestehenden deutschen Staaten nicht. Sie sind auch heute noch vorhanden. Ich sehe auch keine Zeit voraus, in der die jetzige Grenze zwischen Ost- und West-Deutschland verschwinden wird. Wenn aber beide Staaten über eine im gleichen Maße anerkannte Legitimität verfügen, werden ihre gemeinsamen Interessen sie zwingen, Institutionen zur Regelung ihrer Assoziation einzurichten. Vielleicht fangen sie mit gemeinsamen Ausschüssen zu einem bestimmten Zweck an und enden mit einem gemeinsamen Parlament. So wie es heute ein „Groß-London“ gibt, das allmählich aus einer Reihe einzelner Städte entstanden ist, die sich eng zusammengeschlossen haben, dürfen wir auf den Tag hoffen, an dem es ein größeres Deutschland gibt, das Ost und West umschließt; und vielleicht wird, ebenso wie „Groß-London“ Teil des Vereinigten Königreichs ist, das größere Deutschland Teil eines Vereinigten Europas sein. Das, so scheint es mir, ist die Richtung, in der die Bemühungen aller Beteiligten zielen sollten.

In diesem Fall wäre es klug, wenn wir gewisse lebenswichtige Probleme erkennen würden, mit denen sich Moskau in Osteuropa auseinandersetzen muß, Probleme, die wir durch unser Verhalten verschärfen oder mildern können. Um es in einem Satz zu sagen: Moskau hat heute einen Bären am Schwanz gefaßt. Wenn es die Ostdeutschen plötzlich losläßt, kann es sehr gut sein, daß alle anderen Osteuropäer ausbrechen, über Osteuropa Chaos verbreiten und sich gegen Moskau wenden. Allein die Aussicht auf ein feindseliges, wiedervereinigtes Deutschland würde genügen, um Moskau stark zu beunruhigen. Wenn wir also die Befreiung der Ostdeutschen erregt, scharf und kriegerisch verlangen, wird Moskau aus einer zwangsmäßigen Angst heraus den Schwanz des Bären nur um so fester packen. Der Bär und seine Fürsprecher müssen erst etwas friedlicher werden, ehe Moskau sich sicher genug fühlen wird, um loszulassen. Man kann daran zweifeln, ob die Erfahrungen mit Ungarn im Jahre 1956 vergessen worden sind.

Auch die beiden deutschen Invasionen in diesem Jahrhundert sind nicht vergessen worden. Das Problem liegt nicht so sehr darin, Moskau ausdrückliche Garantien dafür zu geben, daß ein größeres Deutschland sich nicht wieder

nach Osten bewegt, als darin, eine Lage zu schaffen, in der solche Garantien stillschweigend inbegriffen sind. Eine solche Lage aber kann in dem jetzigen Rahmen des Kalten Krieges kaum bestehen.

Wir sollten, so meine ich, die essentielle Stärke des Westens aufrechterhalten, um es Moskau schwer zu machen, Ostdeutschland

und die Satelliten zu behalten; gleichzeitig aber sollten wir uns so behutsam und verständnisvoll zeigen, daß Moskau im Rückzug keine Gefahr mehr sieht. Der Tag, den wir damit vielleicht rascher herbeiführen können, ist nicht notwendig der, an dem die deutsche Wiedervereinigung stattfindet, sondern der, an dem es kein Wiedervereinigungsproblem mehr gibt.

Der Nazismus und die Nazis

Über die Schwierigkeiten der Wahrheitsfindung

Wer oder was ist ein Nationalsozialist? Juristisch gesprochen, war ein Nationalsozialist ein Mitglied der am 20. September 1920 in München gegründeten Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei oder einer der ihr angeschlossenen Organisationen. Da es eine sehr kleine Gruppe war, die gerne größer erscheinen wollte, begann sie mit der Numerierung ihrer Mitglieder bei 500; Hitlers Mitglieds-karte trug die Nummer 555. Im Januar 1933 hatte die Partei rund 1,2 Millionen Mitglieder; danach setzte der große Zustrom ein. Zwei Jahre später hatte sich die Zahl verdoppelt, obwohl die Aufnahme in die Partei im April 1933 gesperrt wurde, um „Opportunisten“ herauszuhalten. Die juristische Definition hilft uns also nicht viel weiter. Sie kann sogar etwas irreführend sein, wie die alliierten Entnazifizierungskammern nach dem Kriege feststellen mußten. Viele Tausend in der SS, der Elite des Regimes, hatten der Partei nicht angehört. Bei der Waffen-SS hatte es noch weniger Parteimitglieder gegeben. Heinrich Müller, der 1935 zum Chef der Gestapo ernannt wurde, trat erst sechs oder sieben Jahre später in die Partei ein. Auf der anderen Seite konnte es geschehen, daß ein völlig unschuldiger Ingenieur, der sich niemals politisch betätigt hatte, in ernste Schwierigkeiten geriet, weil er dem NS-Bund Deutscher Technik, einem der NSDAP angeschlossenen Verband, angehört hatte (oder angehören mußte, wenn er seine Stellung nicht verlieren wollte). Um einen Nationalsozialisten zu definieren, muß man den „Nationalsozialismus“ definieren: ein Gegenstand, über den fast zwei Jahrzehnte nach dem Ende des Dritten Reiches erstaunlich wenig bekannt ist. Man weiß natürlich, daß das alles nie wieder geschehen darf. Aber diese Einsicht hätte inzwischen durch eine genauere Kenntnis des Wesens des Nationalsozialismus, seiner Motive, seiner Bestandteile und seiner Struktur untermauert werden müssen; man kann eine Sache nicht wirkungsvoll bekämpfen, die nach wie vor unerklärlich bleibt. Ein junger amerikanischer Historiker, der sich auf moderne deutsche Geschichte spezialisiert hat, sagte mir vor kurzem, William Shirers Buch, das einen so phä-

nomenalen Erfolg gehabt hat, sei „wirklich außerordentlich schlecht“; es sei kein „wissenschaftliches Werk“; es irre sich in zahllosen Einzelheiten und gehe von falschen Grundhypothesen aus. Ich bemühte mich sehr (ich fürchte, ohne Erfolg), ihn davon zu überzeugen, daß das vorwiegend die Schuld der Berufshistoriker sei. Zwar sind einige sehr gute Monographien, ein paar ausgezeichnete biographische Studien und zahllose Anmerkungen über Hitlers Leben und Zeit erschienen, aber wo bleibt die endgültige Geschichte des Dritten Reiches oder der NSDAP? Wo ist der umfassende Bericht darüber, wie es zum Mißbrauch des Rechts in Deutschland kam, wie die Intellektuellen sich verhielten, wie der Apparat des Terrors funktionierte, wie die deutsche Wirtschaft gesteuert wurde? Über den italienischen Faschismus gibt es eine sehr viel kleinere Literatur; und doch scheint das Thema sehr viel gründlicher behandelt worden zu sein, da die italienischen Verfasser offenbar weniger Hemmungen gehabt haben, es zu bearbeiten. Die Schwierigkeiten sind, das muß zugegeben werden, überwältigend; nur wer das Thema in Angriff genommen hat, kann sie voll ermessen. Tausende von Menschen, die während der Nazizeit führende Stellungen inne hatten, sind noch am Leben: Diplomaten, höhere Beamte, Parteiführer, Polizeibeamte. Ihre Aussagen wären von unschätzbarem Wert; aber sie äußern sich nur sehr widerstrebend. Die einzige Ausnahme sind die Generäle, und sie sind in manchen Fällen zu gesprächig gewesen.

Ich bin letztes Jahr nach München gefahren in der unbestimmten Hoffnung, das eine oder andere führende Mitglied der NSDAP aus der ganz frühen Zeit zu finden und mit ihm zu sprechen. Zu meiner großen Überraschung gab es noch ziemlich viele; ich hatte vergessen, daß die meisten 1923 noch recht jung waren, so daß einige heute noch keine 70 Jahre alt sind. Alle zeigten sich beunruhigt: „Wer hat Ihnen von mir erzählt? ... Woher haben Sie meine Adresse?“ Meine Versicherung, das örtliche Telefonbuch sei mein einziger Wegweiser gewesen, beruhigte sie einigermaßen. Aber manche von ihnen konnten sich dennoch

nicht zum Reden entschließen; andere hingegen legten mir eine Version vor, die offensichtlich über die Jahre sorgfältig einstudiert worden war und die sowohl unwahr als auch nutzlos war.

Zwischen früheren Nationalsozialisten und früheren Kommunisten besteht ein merkwürdiger und auffallender Gegensatz. Die letzteren sind im allgemeinen nur allzu bereit, von ihren Erfahrungen zu berichten. Von den alten Nationalsozialisten kenne ich nur eine Handvoll, die persönliche Berichte dieser Art gegeben haben; die meisten waren damals sehr jung und hatten keine einflußreichen Stellungen. Ihre Bindung an die Partei war oft weniger eng als die der Kommunisten; ihre Enttäuschung, wenn sie überhaupt kam, trat erst nach 1945 ein; es gab keinen radikalen Bruch.

Die Dokumente

Wie steht es mit den nationalsozialistischen Dokumenten? Hier herrscht jedenfalls kein Mangel; die Masse von Papier, die von einer modernen Bürokratie erzeugt und aufbewahrt wird, ist niederschmetternd. Vieles wurde natürlich während der letzten Kriegsmonate und unmittelbar danach vernichtet; der Winter 1945/46 war hart, der Brennstoff knapp. Einige streng geheime Akten wurden, so vermute ich, 1945 von Leuten in Gewahrsam genommen, die ein berufsmäßiges Interesse an Geheimakten hatten. Trotzdem sind noch hunderte von Tonnen Papier vorhanden. Ein Teil dieses Materials ist nicht zugänglich, entweder weil es in russischer Hand ist oder weil die Alliierten oder die Westdeutschen es vorläufig gesperrt haben. Das trifft zum Beispiel für die im Berliner *Document Centre* aufbewahrten Personalakten aller früheren Mitglieder der NSDAP zu. (Ich hatte zum Beispiel große Schwierigkeiten, die Personalakte Alfred Rosenbergs einzusehen, obwohl Rosenberg schon seit vielen Jahren tot ist.) Die Gründe sind natürlich „politisch“ und nicht sehr rühmlich; aber es mögen auch juristische Gründe sein. Die Sperre ist jedoch nicht immer wirksam, da sich Abschriften von Material, das in den Vereinigten Staaten geheim gehalten wird, in anderen Akten in England und Deutschland befinden — und umgekehrt.

Trotz aller Verluste und Sperren gibt es immer noch so viel Material, daß sich wohl die Allerkühnsten nicht davon abschrecken lassen werden. Die *American Historical Society*

solange Partei und Reich noch existierten. Diese Ex-Nazis wollen mit der Politik nichts mehr zu tun haben und sind nur darum bemüht, heute keine Aufmerksamkeit zu erregen. Einige wenige halten die Fahne noch hoch, indem sie die nationalsozialistische Ära in kleinen Broschüren, die von obskuren neo-nazistischen Verlagen veröffentlicht werden, hektisch zu rechtfertigen suchen; über ihre eigene Vergangenheit äußern sie sich weiterhin merkwürdig wenig. Vielleicht sind sie der Ansicht, die Zeit sei noch nicht reif dafür; vielleicht haben sie Manuskripte irgendwo verborgen, die zu einem späteren Zeitpunkt veröffentlicht werden sollen. Aber ich bezweifle es. So bleibt uns eine der wichtigsten Quellen für das Studium des Nationalsozialismus verschlossen.

stellt seit sieben oder acht Jahren Mikrofilme von den in Washington aufbewahrten Dokumenten her und veröffentlicht alle zwei bis drei Monate einen ausführlichen Katalog. Der neueste, den ich eingesehen habe, war Nr. 39 *Records of the Reich Leader S. S. and the Chief of the German Police (Part III)*; er enthält 563 Filme mit schätzungsweise einer viertel bis eine halbe Million Seiten. Diese Akten enthalten vieles, was niemanden interessiert und auch niemals interessieren wird: Verwaltungsvermerke, Zeitungsausschnitte, einen Antrag (in vierfacher Ausfertigung) des Schwiegersohns von Richard Strauß auf einen Jagdschein. Und dann plötzlich findet man unter einem Wust von örtlichem Klatsch, Lohnbescheinigungen, Anträgen der Putzfrauen auf Sonderurlaub usw. ein Dokument von höchstem Interesse und großer Bedeutung. Der letzte Katalog zum Beispiel führt sämtliche Ausgaben der internen Gestapo-Zeitung an, die von 1939 bis 1944 zwei- oder dreimal wöchentlich erschien und eine unersetzliche Quelle der Informationen über die interne Lage Deutschlands während des Krieges darstellt. Auch für andere europäische Länder sind Dokumente von ähnlichem Interesse vorhanden.

Natürlich kann man nur wenig für bare Münze nehmen, ohne weitere Nachprüfungen anzustellen — und das kann sich als unmöglich erweisen. Drei willkürlich herausgegriffene Beispiele mögen hier genügen:

1. Ein ausführlicher Bericht über den Besuch eines jungen Engländers — Träger eines bekannten Namens — in Deutschland im Jahre 1938/39, der als „britischer Faschist“ geschildert wird. (Aber der gleiche Bericht nennt ihn auch „Mitglied des britischen Geheimdienstes“!)

2. Hier handelt es sich um einen Mann, der heute im politischen Leben Deutschlands eine prominente Rolle spielt, einen früheren Minister, der behauptet, Gegner des Nationalsozialismus gewesen zu sein. Aus diesem Dokument geht hervor, daß er Ribbentrops persönlichem Geheimdienst Informationen zukommen ließ. (Aus dem Dokument geht jedoch nicht mit *absoluter* Sicherheit hervor, ob er dies bewußt tat oder von anderen dazu benutzt wurde. Es ist *vielleicht* denkbar, daß er ein doppeltes Spiel spielte.)

3. Ein russischer Offizier, der 1942 in deutsche Hände geriet, wußte sensationelle Geschichten über Ereignisse im Kreml in den späten dreißiger Jahren zu erzählen. Vieles in dem Bericht ist jedoch offensichtlich Phantasie — er glaubte wirklich, Bucharin sei „ein deutscher Spion“ gewesen. Woher soll man wissen, ob er nun in diesem Fall die Wahrheit sagte oder nicht?

Diese drei Beispiele haben politisch keine große Bedeutung. Aber es gibt Hunderte solcher Fälle, und sie zeigen, wie notwendig es ist, außerordentlich vorsichtig zu sein.

Was viele Historiker davon abgehalten hat, diese Dokumente zu benutzen, ist nicht so sehr Furcht vor juristischen Komplikationen als Mangel an Zeit. Wer sich mit Außenpolitik befaßt, verwendet als Quelle meist die *Documents on German Foreign Policy*, die von verschiedenen Gruppen britischer, amerikanischer und französischer Historiker herausgegeben worden sind. Historiker, die sich mit anderen Aspekten des nationalsozialistischen Deutschland beschäftigen, benutzen für ihre Forschung das Material der Nürnberger Prozesse, von dem der größte Teil noch nicht veröffentlicht worden ist. Für die Herausgabe der *Documents* ist viel Fleiß und Gelehrsamkeit auf-

gewendet worden. Aber die Herausgeber mußten sich, vor allem aus Rummangel, darauf beschränken, nur die wichtigsten Dokumente über die außenpolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und anderen Großmächten zu bringen. Das gleiche gilt auch für das sehr viel umfangreichere Material aus Nürnberg. Hier hatten die Herausgeber eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen, und wenn man die kurze Zeit, die ihnen zur Verfügung stand, und die Arbeitsbedingungen bedenkt, so haben sie eine bewundernswerte Leistung vollbracht. Aber ihre Sammlung enthält nur einen Bruchteil des einschlägigen Materials und betrifft nur ganz bestimmte Aspekte der NS-Herrschaft in Deutschland und Europa.

Glücklicherweise gibt es einige Wissenschaftler, die den Wunsch und die Gelegenheit haben, die Originaldokumente zu studieren. Häufig handelt es sich um Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Archive und Forschungsinstitute. Wer sonst hätte die Zeit, um so viel Stoff zu bewältigen? Ich will nicht sagen, daß dieser Überfluß an Quellenmaterial das größte Hindernis für das Studium der nationalsozialistischen Ära ist, aber er ist immerhin ein beachtliches Hindernis. Der Wert dieser Forschungsarbeit ist oft in Frage gestellt worden. Sind die großen Anstrengungen und der Fleiß, die nötig sind, um das Material zu sichten und auszuwerten, wirklich gerechtfertigt? Wird die Arbeit zu Schlüssen führen, die das bereits bestehende Gesamtbild wesentlich ändern? Wird sie nicht eher eine Quelle der Verwirrung als der Klärung sein? Diese Zweifel sind nicht ganz unbegründet; die Zahl der Historiker, die sich auf moderne Geschichte spezialisieren, ist begrenzt. Können sie es sich leisten, sich Jahre lang an die Einzelheiten irgendeines Teilgebiets des Nationalsozialismus zu verlieren? Schließlich wissen wir auch ohne die Archive, daß Hitler Antisemit war. Und doch können wir letztlich nur dann etwas mehr Licht in die gesamte Periode bringen, wenn wir herausfinden, was wirklich geschah und, vielleicht auch, warum es geschah. Hierfür möchte ich ein paar Beispiele geben.

Die Revisionisten

Vor einigen Jahren veröffentlichte ein amerikanischer Historiker ein Buch über Deutschlands wirtschaftliche Kriegsvorbereitungen, in dem er feststellte, daß Deutschland — weit davon entfernt, seine Industrie auf eine totale

Kriegswirtschaft umzustellen — vor 1939 überraschend wenig in dieser Richtung unternommen hat. Die Tatsachen lassen sich nicht leugnen. Die deutschen Kriegsanstrengungen erreichten ihren Höhepunkt erst nach Stalingrad.

Amerikanische isolationistische Historiker und ihre deutschen Gegenspieler stürzten sich auf das Buch; bot es nicht den endgültigen Beweis, daß Hitler den Krieg nicht gewollt hat? Klärte es nicht ein für allemal die Frage, wer für den zweiten Weltkrieg verantwortlich war — wobei Halifax und Beck die Hauptschuldigen waren und nicht Hitler? Das Argument ist kindisch. Man könnte ebenso gut sagen, da Hitler den Krieg verloren habe, habe er ihn von Anfang an nicht wünschen können. Selbst die einfachsten Kenntnisse des Nationalsozialismus hätten den Herren Tansill, Barnes und Hoggan¹⁾ beweisen müssen, daß Deutschlands Mangel an Kriegsvorbereitungen im Jahre 1939 nicht ein Zeichen für Hitlers Friedenswillen, sondern ein Zeichen seines mangelnden Interesses für die Wirtschaft und seiner Überzeugung war, daß die deutsche Kriegsrüstung für einen Blitzkrieg genüge — eine Überzeugung, die der Wahrheit schmerzlich nahe kam.

Ich habe mich in letzter Zeit einer massiven Dosis der „revisionistischen Historiographie“ über das Dritte Reich ausgesetzt, nämlich den Schriften deutscher Neo-Nazis und Ultra-konservativer, amerikanischer Roosevelt-Hasser und auch gewisser britischer Verfasser. Ein großer Teil dieser Literatur ist in Deutschland und nur in Deutschland veröffentlicht worden; in Tübingen gibt es ein „Institut für deutsche Nachkriegsgeschichte“ und eine *Deutsche Hochschullehrerzeitung*, die sich auf diese Veröffentlichungen spezialisiert hat. Es ist nur recht und billig darauf hinzuweisen, daß kein deutscher Historiker von Ruf sich jemals in dieser Gesellschaft sehen lassen würde und daß die meisten detaillierten Widerlegungen der pro-nationalsozialistischen Schriften aus Deutschland stammen. Ich bewundere den Unternehmungsgeist deutscher und Schweizer Historiker, die mit überzeugender Ausführlichkeit bewiesen haben, wie weitgehend diese neue Literatur auf massiver Unwissenheit und willkürlicher Unterdrückung der Wahrheit beruht. Aber ich zweifle, ob eine vernünftige Diskussion hier viel ausrichten wird; man könnte ebenso gut mit Alfred Rosenberg über Philosophie diskutieren. Wer Hitler weißwaschen will, wird nie um Argumente verlegen sein. Gewöhnliche Sterbliche lassen sich offenbar von Anmerkungen beeindrucken; sie können sich nicht vorstellen, daß ein Buch einen wis-

1) David L. Hoggan, *Der erzwungene Krieg*, Tübingen 1961.

senschaftlichen Apparat von fünfzig Seiten haben und dennoch nichts als ein schlechter Witz sein kann. Rosenbergs Bücher und die Bücher anderer NS-Pseudophilosophen und -historiker waren voll von Hinweisen auf die Geschichte; kein ernsthafter Historiker würde sich herablassen, sie zu widerlegen. Es besteht keine Gefahr, daß die heutige revisionistische Literatur von Berufshistorikern ernst genommen wird; die Gefahr liegt vielmehr darin, daß sie zur wirkungsvollen Propaganda wird. So gesehen, ist es bemerkenswert, wie wenig Wirkung sie bisher in Deutschland gehabt hat: die Vorarbeiten sind zum größten Teil von Ausländern und nicht von Deutschen geleistet worden. In gewisser Hinsicht überrascht das nicht. Denn die meisten Deutschen wissen, was wirklich geschehen ist; für sie ist Hitler eine lebendige Realität. (Vielleicht mögen sie die Polen nicht, aber sie wissen genau, daß Hitler Polen angegriffen hat und daß er gar nicht anders handeln konnte — nicht umgekehrt.) Für amerikanische und britische revisionistische Historiker hingegen ist Hitler und sein ganzes System so fremd und so fern wie irgendein assyrischer König — trotz aller Anmerkungen, Zitate und geschichtlicher Hinweise.

Für manche Amerikaner der älteren Generation ist das ganze nur eine Fortsetzung des Streites über die Kriegsschuldfrage im ersten Weltkrieg; für andere ist es eine Ausdehnung ihrer Fehde gegen Roosevelt. Ein paar Deutsche glauben, Hitlers Hauptverbrechen habe darin bestanden, „Pech“ gehabt zu haben. Dieser oder jener Engländer will wahrscheinlich nur seine Leser durch paradoxe Erklärungen schockieren. Von größerem Interesse ist vielleicht der Franzose, der von der Hoover Foundation nach Frankfurt geschickt wurde, um über den Auschwitzprozeß zu berichten und von den Deutschen als Neo-Nazi hinausgeworfen wurde! Er war Sozialist gewesen und gehörte von Anfang an den Maquisards an; von der Gestapo 1943 verhaftet, verbrachte er zwei Jahre in einem Lager. Und doch veröffentlichte er nach dem Kriege eine Reihe von Büchern, in denen er behauptete, die nationalsozialistischen Verbrechen seien „grob übertrieben“, wenn nicht ganz und gar erfunden gewesen; seine Schriften wurden zur Standardlektüre der neo-nazistischen Bewegung in ganz Europa. Zweifellos ein hochinteressanter Fall für den, der sich für politische Psychopathologie interessiert.

Im vorigen Jahr fand eine längere polemische Auseinandersetzung zwischen deutschen Gewerkschaftlern und dem Deutschen Industrie-Institut statt über die Rolle, die führende deutsche Industrielle und Bankiers im Dritten Reich gespielt hatten. Sie erzeugte mehr Hitze als Licht; die Gewerkschaften sind, wenn ich mich richtig erinnere, als Sieger aus dem Streitgespräch hervorgegangen. Aber wie weit zurück lagen die Diskussionen der dreißiger Jahre über den Nationalsozialismus und Finanzkapital; die eigentliche Kraft hinter dem Faschismus sei, so lautete damals die kommunistische These, der „Monopolkapitalismus“. Ich bevorzugte damals Ernest Henri, dessen Bücher in den dreißiger Jahren viel Aufsehen erregten. Er wurde von der Zeitschrift *New Statesman and Nation* als deutscher Flüchtling eingeführt, der über ungewöhnliche Informationsquellen verfüge. In Wirklichkeit war er Russe. Nach seinen Aufsätzen und Büchern war Fritz Thyssen, der Großmagnat an der Ruhr, und nicht Adolf Hitler („Fabius Conctator“) die Triebkraft des deutschen Faschismus. Thyssen war „die Inspiration“, „das Gehirn des ganzen Systems“, „die treibende Kraft dahinter“. Thyssen habe Hitler Befehl gegeben, eine Großoffensive in Bewegung zu setzen. Hitler sei nur eine Marionette in den Händen dieses deutschen Industriearbans — ebenso wie der italienische Industrielle Toepnitz Mussolinis Herr sei. In Wirklichkeit war Thyssens Charakter ziemlich schwer durchschaubar; Hitler wäre sicherlich seinem Rat ebenso wenig gefolgt wie dem seines Dieners. Außerdem war Thyssen verhältnismäßig mutig; im Jahre 1939 brach er die Beziehungen zu Hitler ab und ging ins Exil; sein Vermögen wurde beschlagnahmt, und nach dem Zusammenbruch Frankreichs wurde er in ein Konzentrationslager gebracht. So viel über die „Haupttriebkraft hinter Hitler“ und über ein Buch, von dem Bertrand Russell damals sagte, es sei „ungewöhnlich interessant und wertvoll“.

Die Monopolkapitalismus-Theorie, die von manchen auch heute noch propagiert wird — wenn auch mit immer geringerer Überzeugung —, beschränkte sich nicht auf die Kommunisten; sie wurde auch von vielen Sozialdemokraten und Liberalen unterstützt. In differenzierterer Form wurde sie auch von Franz Neumann in seinem berühmten Buch *Behemoth* befürwortet. Der Erfolg dieser Theorie überrascht nicht unbedingt; große Katastrophen er-

scheinen den Zeitgenossen oft unerklärlich; sie bieten fruchtbaren Boden für die Anhänger der „Verschwörungstheorie“ der Geschichte. Wie hätte ein kleiner Anwalt in Arras die Monarchie in Frankreich stürzen können ohne die Hilfe der Freimaurer und der Illuminaten? Wie hätte Lenin Erfolg haben können ohne die Hilfe der Agenten des Kaisers auf der einen und der Ältesten von Zion auf der anderen Seite? Wie hätte ein halbverrückter österreichischer Gelfreiter Deutschland und fast ganz Europa erobern können ohne irgendeine finstere und mächtige Unterstützung? Damals klang das ganz einleuchtend. Aber seit 1945 wissen wir, was wirklich geschah, und ein sehr anderes Bild tritt hervor. Die deutschen Industriekapitäne, denen so viel Weitsicht, teuflische Geschicklichkeit und vor allem einheitliche Zielsetzung zugeschrieben worden war, zeigen sich in einem sehr anderen Licht. Es waren beschränkte und kurzsichtige Männer, nicht kühn, sondern rückgratlose Speichellecker. Ihr Selbstvertrauen war in der großen Wirtschaftskrise verloren gegangen; sie wollten nur in Ruhe gelassen werden. Ihnen solche machiavellistischen Taktiken anzudichten, hieß ihre Lage völlig mißverstehen. Sie haben Hitler nicht „gemacht“; sie haben sich ihm nur in einem für sie günstigen Augenblick angeschlossen. (Es ist zwar richtig, daß einige von ihnen Hitler Jahre lang Geld gegeben hatten, aber es ist sehr viel mehr Geld an die kleinen Parteien der Mitte und des rechten Flügels gegangen.)

Das Verhalten der deutschen Industriekapitäne im Dritten Reich ist nicht sehr erfreulich gewesen, und es wird nicht besser durch die Tatsache, daß der Nationalsozialismus in allen Schichten der deutschen Gesellschaft Unterstützung fand. Die Ost-Deutschen haben vor einiger Zeit ein sehr belastendes Dokument über den „Freundeskreis Heinrich Himmlers“ ausgegraben und veröffentlicht. Es handelte sich um etwa dreißig führende deutsche Bankiers und Industrielle (und rund fünfzehn führende Staats- und Parteibeamte), die durchschnittlich einmal im Monat zusammenkamen; sie wurden über die Tätigkeit der SS informiert und besuchten ein- oder zweimal Konzentrationslager. Himmlers „Freunde“ bezahlten für dieses Privileg. Im Jahre 1943 zum Beispiel spendeten sie über eine Million Mark, die Himmler zur Verwendung nach eigenem Ermessen überreicht wurden.

Was für Privilegien waren das, für die seine „Freunde“ so viel Geld zahlen durften? Gelegentlich haben sie wohl Aufträge von der SS bekommen (darunter für die Lieferung von Zyklon für die Gaskammern in den Todeslagern). Sie bekamen Arbeitskräfte für ihre Fabriken. Vor allem aber erkaufte sie sich damit eine Rückversicherung. Einer der höchsten SS-Führer sagte in Nürnberg über diesen Kreis: „Sie wollten eine direkte Verbindung zu Himmler haben für Notfälle, zum Beispiel wenn die Gestapo ihnen in ihren Fabriken Schwierigkeiten machte.“ Die allmächtigen deutschen Monopolisten zahlten also Danegeld, Schutzgeld für das Privileg, von der politischen Polizei nicht belästigt zu werden ...

Es geht hier nicht um das Verhalten der deutschen Industrie schlechthin, das sehr schlecht war; nach 1933 taten sie alles in ihrer Macht stehende, um sich bei den neuen Herren beliebt zu machen. Es gab einen gewissen Widerstand gegen Hitler bei den Arbeitern, weniger häufig in der bürgerlichen Schicht und beim Adel. Die Industriellen leisteten keinen Wider-

Die Widerstandsbewegung

„Hitler war ein ganz gewöhnlicher Deutscher. Die Nationalsozialisten waren Deutsche. Sie gewannen bei einer freien Wahl mehr Stimmen als irgendeine andere deutsche Partei jemals erhalten hat. ... Der deutsche Widerstand war eine Legende.“ So äußerte sich kürzlich der englische Historiker A. J. P. Taylor. Niemand hat je behauptet, die Nazis seien keine Deutschen gewesen. Aber Hitler war eindeutig kein „ganz gewöhnlicher Deutscher“. Auch haben die Nationalsozialisten 1933 nicht den höchsten Prozentsatz aller Stimmen errungen — die Sozialdemokraten schnitten 1919 besser ab.

Wie steht es nun mit dem deutschen Widerstand? Wie viele Truppentransporte oder Deportationszüge wurden zum Entgleisen gebracht? Wie viele SS-Leute wurden innerhalb Deutschlands getötet? Mit diesen Fragen (die Taylor stellt) müssen sich die Deutschen auseinandersetzen. Andererseits: wie viele Deutsche wurden unter Hitler verhaftet? Nach den Akten der Gestapo betrug die Zahl der im April aus politischen Gründen 1939 verhafteten und in Gefängnissen und Konzentrationslagern festgehaltenen Personen 301 000. Tausende wurden hingerichtet — lange vor 1944. Dazu gehörten abgefallene National-

stand; der einzige, der sich offen mit Hitler überwarf, war — welche Ironie! — Fritz Thyssen. Die deutsche Industrie hat mit Hitler zusammengearbeitet — darüber kann es keine verschiedenen Meinungen geben. Das Regime hat einige von ihnen stark begünstigt und sie haben ihm dafür treu gedient. Aber trug ihre Hilfe entscheidend dazu bei, Hitler an die Macht zu bringen? Haben sie Hitlers Politik in irgendeinem Stadium des Dritten Reichs beeinflusst? Auch hierüber kann es keine zwei Meinungen geben; die Industriellen sind niemals gefragt worden, ob sie den Krieg wollten und wie er sich auf ihre Geschäfte auswirken würde. Die Legende eines allmächtigen Monopolkapitalismus löst sich vor unseren Augen auf. Sie beruhte auf der falschen Voraussetzung, daß, um es primitiv zu sagen, die Wirtschaft im totalitären Staat die Politik bestimmt. Heute wissen wir über jeden Zweifel hinaus, daß das Verhältnis zwischen wirtschaftlicher und politischer Macht genau umgekehrt war: der Staat ordnete die Wirtschaft seinen nicht-wirtschaftlichen Zwecken wie Krieg und bewaffnete Aggression unter.

sozialisten und unpolitische Personen, die auf bloßen Verdacht oder auf Grund einer Denunziation verhaftet worden waren. Einige waren Juden, die ohnehin als Feinde des Regimes galten. Aber Dreihunderttausend ist eine große Zahl; das ist keine „Legende“.

Die Geschichte des deutschen Widerstandes gegen Hitler muß, wie so vieles andere im Dritten Reich, noch geschrieben werden. Es gibt viele Bücher über einzelne Menschen und Gruppen, aber keine objektive Untersuchung, die das ganze Phänomen im größeren Zusammenhang sieht. Westdeutsche Berichte lassen den Beitrag der Kommunisten häufig außer acht; auch die wissenschaftliche Untersuchung von Hans Rothfels über den deutschen Widerstand gegen Hitler²⁾ läßt eine gerechte Bewertung vermissen. Die Kommunisten waren aber sehr aktiv und man sollte ihre Verdienste nicht schmälern, auch wenn sie erst spät erkannten, daß Hitler und nicht die Sozialdemokraten ihr „Hauptfeind“ sei und selbst wenn sie ihre Tätigkeit in den Jahren 1939 — 1941 zur Zeit des Hitler-Stalin-Paktes praktisch einstellten. Aus den Gestapo-Berich-

2) Hans Rothfels, Die deutsche Opposition gegen Hitler, Krefeld 1949.

ten geht hervor, daß es bei diesen anonym gebliebenen Menschen, sozusagen beim streitbaren Fußvolk, in der Tat echte Helden gab, die nicht vergessen werden dürfen. Zum Widerstand zu gehören war, relativ gesprochen, in Frankreich und Jugoslawien leichter; wir sollten nicht vergessen, was es in Deutschland bedeutete.

Sodom und Gomorrha hätten, so heißt es, durch zehn Gerechte gerettet werden können. In Deutschland gab es mehr als zehn, aber die geschichtlichen Dimensionen haben sich gewandelt; am Tage des Gerichts wurde ihre Zahl für zu klein befunden. Aber man sollte alle, die am Widerstand beteiligt waren, ehren, auch wenn die Kommunisten es den anderen nicht leicht machen.

Von den vielen Lücken in den Annalen des deutschen Widerstands ist die, die die Intellektuellen hinterlassen haben, wahrscheinlich die größte. Oder fällt sie nur am meisten auf, weil sie das Pech hatten, ihre Ansichten und Gefühle zu Papier zu bringen, während es keine Niederschriften über die Meinungen der anderen gibt?

Ein sonst nicht besonders bedeutender deutscher Literat schrieb im Februar 1933: „Die Diktatur braucht ihnen gar keine Befehle zu geben, sie stehen schon von alleine stramm. Sie fingen schon an zu marschieren, noch ehe sie den Befehl erhielten. Sie schreiben, was von ihnen erwartet wird.“ Wenn man die begeistertsten Erklärungen, die jubelnden Manifeste der deutschen Intellektuellen aus dem Jahre 1933 wieder liest, so findet man nur wenige mildernde Umstände, abgesehen vielleicht von der Tatsache, daß die Stellung von Schriftstellern wie Thomas Mann, Jakob Wassermann, René Schickele, die aus den

verschiedensten Gründen von dem Regime bereits abgelehnt worden waren, damals nicht besonders heroisch war. Aber wie war es 1939? Wie war es 1944? Die Literaturbeilage von Goebbels' Wochenzeitung *Das Reich* während der Kriegsjahre liest sich wie eine Anwesenheitsliste des „anderen Deutschland“. Diese nichtfestgelegten Schriftsteller wurden, das ist richtig, vom Propaganda-Ministerium bewußt kultiviert; die Versuchung war da — aber sie fielen ihr zu leicht zum Opfer. Es gab ein paar deutsche Bischöfe, einige Generale, sogar deutsche Richter, die Mut bewiesen. Aber wie viele Schriftsteller entschlossen sich, lieber ihren Garten zu pflegen als dem Regime zu dienen? Vor kurzem wurde der anglo-amerikanischen Öffentlichkeit ein Buch über zeitgeschichtliche Fragen besichert von einer deutschen Verfasserin, die nicht Nationalsozialistin gewesen war; darin führt sie aus, Verrat und Widerstand seien in Wirklichkeit sehr verwandte Dinge ohne Bezug auf moralische Werte. Ich bin nicht sicher, ob die Botschaft ganz verstanden wurde; das Buch wurde hier sehr gut besprochen. Dieselbe Verfasserin war eine bedeutende Mitarbeiterin an Goebbels' Zeitung gewesen — nicht im Januar 1933, sondern im Dezember 1944, viele Monate nach dem Aufstand vom 20. Juli, der jedem denkenden Deutschen die letzten Zweifel hätte nehmen müssen. Warum tat sie das? Wäre sie erschossen worden, wenn sie ihre Mitarbeit verweigert hätte? Wurde sie zur Mitarbeit aufgefordert oder meldete sie sich freiwillig dazu? Aber diese Verfasserin herauszuheben, ist höchst ungerrecht; man könnte ebenso gut die Schuld für die Niederlage einer Armee einem verwirrten Gefreiten zuschieben, der wahrscheinlich überhaupt nicht wußte, wie er dazu kam, an der Schlacht teilzunehmen.

Nationalsozialismus und Faschismus

Mein Ausgangspunkt war die Definition des Nationalsozialismus. Was veranlaßte die Menschen, sich dieser Bewegung anzuschließen? Der Ausdruck Nationalsozialismus (und Faschismus) ist in den letzten Jahrzehnten und besonders seit dem Kriege etwas wahllos gebraucht worden. Sehr viele Leute sind von ihren politischen Gegnern „Faschisten“ genannt worden: griechische Könige und österreichische Kanzler, polnische Marschälle, französische Generale, latein-amerikanische Abenteurer, der Papst, Sigmund Freud, Trotzki und

Stalin. Vor kurzem beklagte sich eine Gruppe von Gegnern der Atomrüstung, die die Nacht auf einem Polizeirevier verbringen mußten, über „Gestapo-Methoden“ und „Konzentrationslager“, weil die Matratzen nicht weich genug waren. Der Brief einer Dame, die irgendwelchen Unsinn über Geburtenregelung geschrieben hat, wird mit einem „Hitlerschen Manifest“ verglichen. Ein Literaturkritiker, der einen Dichter beleidigte, wird als Faschist verschrien.

Man erschrickt, wenn man das hört; aber vielleicht ist es nur natürlich. Der Nationalsozialismus ist ferne Vergangenheit geworden; als Redewendung ist er geblieben. Historiker und politische Wissenschaftler — von Propagandisten ganz zu schweigen — sind etwas zu freigiebig mit der Bezeichnung „Nazi“ umgegangen. Es besteht die Neigung, jedes Regime, das die Opposition verfolgt, „faschistisch“ zu nennen; und wenn sich eine solche Regierung auch noch einer gewissen Demagogie bedient, gibt es keinen Zweifel mehr über ihren „faschistischen Charakter“. Die Folge ist, daß der entscheidende Unterschied zwischen faschistischen Regimes einerseits und Militärdiktaturen und totalitären Regierungen andererseits immer mehr übersehen wird. Kaum jemand fragt noch danach, ob es wirklich sinnvoll ist, ein und denselben Ausdruck zu gebrauchen, um Hitlers Deutschland und Italien unter Mussolini zu bezeichnen. Dennoch bestanden zwischen den beiden Regimes wesentliche Unterschiede: das eine entwickelte sich zum vollen Totalitarismus, das andere mußte mit Monarchie und Kirche

koexistieren. Man hört gelegentlich die Meinung, man müsse zwischen „links-gerichtetem, gemäßigttem und rechts-gerichtetem“ Faschismus unterscheiden. Dafür läßt sich manches sagen; aber es ist nicht sicher, daß man damit weiter kommt. Der sogenannte linksgerichtete Faschismus mag, was seine Quellen (und seine Politik) betrifft, den Linksparteien näher stehen als dem rechtsgerichteten Faschismus, der nichts anderes ist als der äußerste Rand des traditionellen Konservatismus. Es gibt keinen „Idealtyp“ des Faschismus, der als Maßstab für alle faschistischen Bewegungen dienen könnte.

Wenn der Nationalsozialismus nichts als eine Verschwörung von Millionen von Verbrechern gewesen wäre, wäre unsere Aufgabe einfacher. Seine Führer waren ein ungewöhnlich wenig einnehmender Haufen, ohne jede moralische Skrupel. Ein gewisser Prozentsatz waren Gangster, die sich aber im allgemeinen als „humaner“ erwiesen als Bürokraten wie Heinrich Himmler. Das hat mancher Antinationalsozialist — Bertolt Brecht zum Beispiel — nie verstanden.

Versuchung in großem Maßstab

In Brechts Stück ist Arturo Ui der Führer einer kleinen Gangsterbande in Chicago, die den örtlichen Gemüsehandel „beschützt“. Nach kurzer Zeit beherrscht er mit seinen Kumpanen den Blumenkohlhandel, nachdem er alle Gegner durch Terror zur Unterwerfung gezwungen hat. Ihr einziges Ziel ist, aus jeder Kuh, die der gute Gott gemacht hat, ihr Stück Fleisch zu schneiden“. Das mag amüsant sein, aber nichts könnte irreführender sein als dieses Bild des Nationalsozialismus. Denn der Nationalsozialismus war nicht Terror. Eine Bewegung, für die Millionen von Menschen zu kämpfen und zu sterben bereit waren, läßt sich nicht ausschließlich mit der Begriffswelt von Al Capone und Jack „Legs“ Diamond erklären. Gangster hat es schon viele gegeben, aber nur einen Hitler; Brechts Formel erklärt weder den Erfolg der nationalsozialistischen Bewegung noch die Begeisterung, die sie hervorrief, noch den Mangel an Widerstand dagegen. Unter den jungen Leuten, die sich der NS-Bewegung in den ersten Jahren anschlossen, gab es eine ganze Reihe von Idealisten. Viel später schilderte ein junger Mann, der der Versuchung widerstanden hatte, das Dilemma, in dem sich seine Altersgenossen befanden:

„Wenn nur wenige eine klare Stellung bezogen und sie beibehielten, so lag das nicht daran, daß Widerstand so unmöglich war, sondern daran, daß der Nationalsozialismus alles bot, was sich ein junger Mann im tiefsten Herzen und in seinen stolzesten Phantasien wünschte: Tätigsein, Verantwortung für seine Mitmenschen, Arbeit mit ebenso begeisterten Kameraden für ein größeres und stärkeres Vaterland. Er bot öffentliche Anerkennung und berufliche Laufbahnen, die bisher undenkbar gewesen wären; auf der anderen Seite hingegen gab es nur Schwierigkeiten und Gefahren, eine leere Zukunft und herzzerreißende Zweifel.“

Jedermann stimmte zu, daß Deutschland ein „grausam unterdrücktes“ Land sei, daß es 1919 in Versailles „höchst ungerecht behandelt“ worden sei, daß es einen Teil der „verlorenen Gebiete“ zurückerhalten müsse, daß Reparationen reine „Ausbeutung“ bedeuteten. Wir neigen dazu, diese Klagen als Manifestationen eines aggressiven deutschen Militarismus anzusehen. Damals aber wurden diese Forderungen von allen Liberalen, Sozialisten und Kommunisten, einschließlich der meisten Linksgerichteten in England und Amerika,

unterstützt. Und so wandten sich Millionen junger Deutscher einer, wie sie glaubten, Nationalen Revolution zu. Einige hatten Bedenken gegen den terroristischen Charakter der NS-Bewegung oder gegen ihre feindselige Haltung zur Kirche. Manche bedauerten den extremen Antisemitismus. Aber nur wenige machten sich ernste Sorgen, und wer wollte schließlich für die Demokratie oder für die Juden kämpfen? Das waren kleinere Makel der großen Bewegung für Deutschlands Wiedergeburt. Der Nationalsozialismus war gefährlich, gerade weil er nicht nur an die niedrigsten Instinkte appellierte. Er war Versuchung in großem Maßstab. Die Vorfahren der Deutschen wären skeptischer gewesen; auf dem Theater des Mittelalters trat der Antichrist im Gewande Christi auf, um das Volk besser zu täuschen.

Zahlreiche Versuche sind in unserer Zeit von Liberalen und Konservativen, Sozialisten und Kommunisten, Juden und Katholiken, Psychoanalytikern und Soziologen unternommen worden, den Nationalsozialismus zu „erklären“. Fast alle enthalten ein Körnchen Wahrheit, so klein es auch manchmal sein mag. Ich persönlich glaube, daß die ersten richtigen Beurteilungen des Nationalsozialismus nicht von politischen Parteien, sondern von einzelnen stammen, die keine vorgefaßte Meinung zu verteidigen oder zu beweisen hatten; das scheint mir jedenfalls aus einem Studium der zeitgenössischen Literatur hervorzugehen. Erst in allerjüngster Zeit ist der Versuch unternommen worden, alles, was in den verschiedenen Interpretationen des Nationalsozialismus von Wert ist, zusammenzufassen. Eines Tages werden wir vielleicht alle einer Ansicht sein.

Inzwischen sollte Einstimmigkeit darüber herrschen, daß der Nationalsozialismus nicht nur eine „rechtsgerichtete Diktatur“ war, sondern einen entscheidenden Eigencharakter besaß. Er war reaktionär, aber nicht wirklich konservativ; auf seine eigene abwegige und unmenschliche Weise wollte er wirklich die Welt ändern. Er war zutiefst antimarxistisch, bediente sich aber dennoch ähnlicher Methoden (manchmal genau der gleichen) wie seine Feinde und teilte deren Feindschaft gegen die liberale Demokratie. Eine gewaltige Skala von Beweggründen veranlaßte die Menschen, sich der NSDAP anzuschließen. Die Hauptquelle des Übels war letztlich moralischer Relativismus und Gleichgültigkeit: die einfache Tatsache, daß zu viele Menschen in Deutschland nicht fähig oder nicht bereit waren, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Es war der klassische Zustand der Sünde, wie die Griechen ihn gesehen hätten: Sünde als Folge der Hybris, die Hybris ruft Verblendung hervor, jenen Zustand moralischer Blindheit, in der das Böse gut erscheint.

Der Nationalsozialismus entstand unter besonderen Bedingungen und zu einer bestimmten Zeit; beide sind vergangen und mit ihnen die Möglichkeit zu einer Wiederkehr. Damit soll nicht der Selbstgefälligkeit oder einem Nachlassen jener ständigen Wachsamkeit das Wort geredet werden, die der Preis der Freiheit sein soll. Aber Wachsamkeit am falschen Platz ist keine Tugend. Es wird immer wieder brutale und unmenschliche Diktaturen geben, aber daß sie vom Nationalsozialismus inspiriert werden, ist unwahrscheinlich. Es wird weder durch Zufall noch „auf allgemeinen Wunsch“ eine Wiederholung der Vorstellung geben.